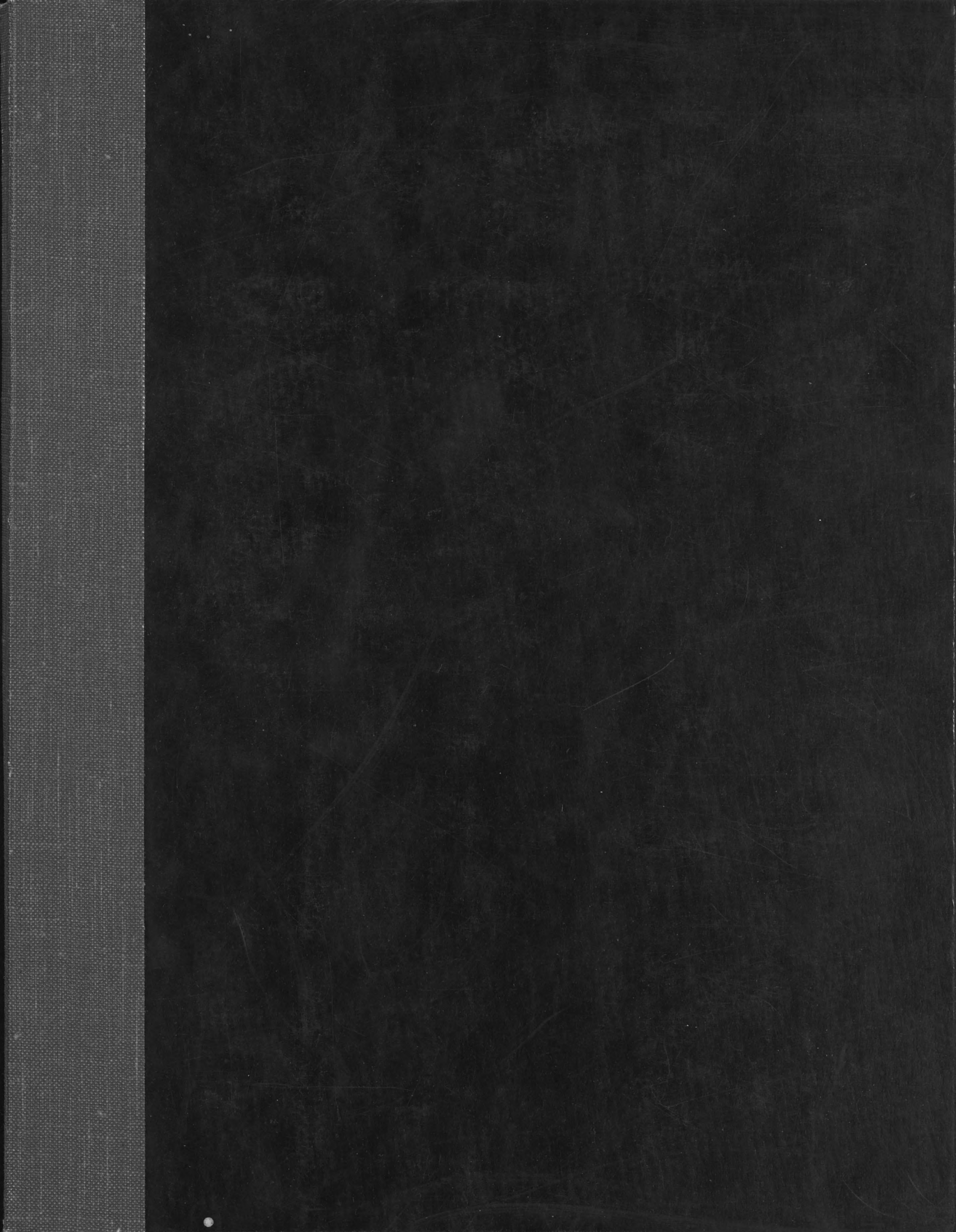




Pius XII.
der große Lehrer
der Rosenkranzkönigin

DER MARIENBOTE

Oktober 1956

Anrufungen an das Unbefleckte Herz Mariens

O süssestes Herz Mariä, sei unsere Rettung und die Rettung der ganzen Welt! Demütigstes Herz der Magd des Herrn, Reinstes Herz der Jungfrau aller Jungfrauen, Liebevollstes Herz unserer gütigsten Mutter, Heiligstes Herz unserer glorreichen Königin,

DU Heiligtum des vollkommenen Friedens DU Arche des wahren Glaubens, DU Felsen der unerschütterlichen Hoffnung, DU Brennpunkt aller heiligen Liebe, DU Gegenstand des Wohlwollens des himmlischen Vaters, DU würdiger Tempel Gottes, des Sohnes, DU goldenes Haus des Heiligen Geistes, DU Meer aller Gnaden und Segnungen, DU schönste Zierde des Himmels und der Erde, DU Fülle der Weisheit und Heiligkeit, DU Muster der vollendeten Vollkommenheit, DU Krone der gesamten Schöpfung, DU Tempel der ewigen Anbetung, DU Altar des immerwährenden Gottesdienstes, DU Tabernakel und Monstranz des Allerheiligsten Sakramentes, DU Quelle des Kostbaren Blutes, DU Brandopfer der göttlichen Liebe, DU Ideal und Sammelpunkt aller Herzen,, DU Weihrauchquell beständigen Gebetes, DU Harfe der heiligen Kirche, DU Harmonie des endlosen Festes der Ewigkeit, DU zweites, besseres Paradies, DU unsere Zuflucht im Tale der Tränen, DU helleuchtender Stern inmitten der Finsternis, DU Hoffnungsanker der Welt und Menschheit, DU Hort der unwandelbaren Treue, DU von sieben Schmerzensschwertern durchbohrtes Herz,

O bestes Herz, das die Heiligste Dreifaltigkeit aufs höchste verherrlicht ! O liebliches Herz, das alle Engel und Heiligen erfreut, O himmlisches Herz, das alle Herzen nach oben zieht, O mächtiges Herz, das sogar den Unendlichen besiegt, O liebenswürdigstes Herz, unser Besitztum im Himmel, O seligstes Herz, unsere Wonne in alle Ewigkeit, sei unsere Rettung und die Rettung der ganzen Welt!

Obige Anrufungen entstanden vor wenigen Jahren in einem südafrikanischen Missionszentrum und sind mit Approbation vieler Ordinarien bereits in der ganzen katholischen Welt verbreitet.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie Mit kirchlicher Genehmigung herausgegeben von den Oblaten Patres zu Battleford. Preis: $2.00 jährlich. Adresse: The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada.

A monthly magazine for the Catholic family. Published with ecclesiastical approval by the Oblate Fathers at The Marian Press, Box 249, Battleford, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail. Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

25. Jahrgang — Oktober 1956, Battleford, Sask. — No. 1

Dies und Das

Oktober Nun läutet es wieder, Abend für Abend, von den Türmen unserer Kirchen. Es ruft das Glöcklein zur Rosenkranzandacht. Uralt ist diese Andacht vor dem Bilde Mariens — uralt, und doch so hineinpassend auch in die allermodernste Zeit. Ja, nicht nur hineinpassend: Sollen uns unsere Tage nicht zum Verhängnis werden, dann gibt es für uns keinen anderen Weg als den, der zurückführt zur Botschaft, zum Sinn und Zweck des Rosenkranzes!

„Rastlosigkeit" ist der Name unseres Jahrhunderts. Wir sind in eine Eile geraten, die gefährlich geworden ist! Schnell muß die Arbeit gehen, drum wird sie verrichtet mit den schnellsten Maschinen. Schnell muß es gehen, wenn wir zur Stadt wollen oder irgendwohin ins Vergnügen. Darum hetzen und jagen wir die Autostraße entlang, schneller als es uns erlaubt ist, vorbei an Feldern und Bäumen, die wir nicht mehr sehen, durch Ortschaften und Städtchen, die uns nichts heißen, vorbei an Menschen, deren Leid und Los kein Interesse für uns hat. Schnell muß auch die Sonntagsmesse sein und kurz die Predigt, schnell — sehr schnell — vernichtend und sehr schnell alles Leben tötend der nächste Krieg!

Und nun läutet es zur Rosenkranzandacht. Zu einem Viertelstündchen stillen Nachdenkens, in Gemeinschaft mit Maria vor Gott. Der Rosenkranz ist ja nicht einfach „Gebet", er ist b e t r a ch t e n d e s Gebet. Er ladet ein, nachzusinnen, sich zu besinnen auf höchstwichtige und hochheilige Dinge, in Ruhe und in frommer Besonnenheit.

Während wir, den Rosenkranz betend, andächtig sprechen die heiligen Worte des Herrngebetes und des Grußes an Maria, sinnen wir fromm nach über die Geheimnisse unserer Erlösung — jener Erlösung, die wirklich von allem Übel befreit, vom Übel der Gnadenarmut und auch von allen Übeln, die selbst der Unfromme als Plage empfindet, wie da sind Krankheit, Sorge, wehwundes Herz, Kriegsnot, Verfolgung und jedes andere irdische Leid.

Und wenn wir richtig nachsinnen über die großen Geheimnisse der Erlösung und des Erlösers — über die Geheimnisse des Rosenkranzes — dann muß es uns doch eher oder später einmal ins Herz kommen und auch in unser Denken, wie wahr es ist, daß wir alles haben — von Gott! Und durch des Gottessohnes Erlösungstaten!

Dann kommt uns auch wieder in den Sinn, daß Gott allein alles hat und alles aus sich selbst ist. Die Theologen sagen: Gott allein ist „ens a se", das heißt: Er allein hat nichts, das er wieder verlieren könnte oder das in Ihm noch wachsen müßte. Gott h a t nicht, Gott i s t alles: Wissen, Weisheit, Kraft und Macht, Wahrheit, Kenntnis, Glut und Liebe.

Gott ist alles, was wir sein möchten, und Er ist es aus sich selbst. Der Mensch aber ist — wie auch die Theologen sagen — ein großes „nihil a se". Das heißt zu deutsch: Ein Wesen, das nichts, aber

auch gar nichts aus sich selbst hat, weder körperlich noch geistig, und schon überhaupt nicht auf religiösem Gebiet! Nichts ist der Mensch aus sich selbst. Gottes Allmacht formt des Menschen Körper und erhält ihn am Leben. Der Geist des Menschen kann denken, weil Gott ihm die Denkkraft erhält. Und der Geist des Menschen ist sein ganzes irdisches Leben lang abhängig vom Denken und vom Wissen anderer. Lehrer haben wir in der Schule, Redner klären uns auf über „Politik und Wirtschaft", Priester über Religion, Arzt und Rechtsanwalt über Krankheit und über unsere Rechte und Pflichten. Und wo man noch mehr als das wissen möchte, muß man nach Büchern greifen, die andere geschrieben haben.

Ja, der gute alte Rosenkranz! Er macht besinnlich, und er bringt uns wieder — durch Gottes Gnade und Marias Helfen — auf einen der Grundgedanken unseres Daseins. Auf den Gedanken, daß Gott allein alles geben kann und daß Gott allein immer „Geber" sein kann, ohne empfangen zu müssen.

Der Mensch dagegen hängt ab vom Empfangen, leiblich, geistig und religiös.

Ob es wohl wichtig ist, dieses so genau zu wissen?

Früher hätte man sich so etwas erst gar-nicht gefragt! Früher wußte man, daß der Mensch zum Rohling werden kann, ja zum gefährlichen Tier, wenn er diesen Grundsatz übersieht: Wenn er nicht mehr empfangen will und wenn er sich nicht mehr „empfänglich", empfangsbereit, hält.

Und das tut der moderne Mensch nicht mehr! Sein Geist will nicht mehr empfangen. Von niemanden will er abhängig sein und nichts meint er empfangen zu brauchen: Er glaubt alle Einsicht zu haben und alles Wissen, jede Urteilskraft und auch alle Gewalt, seine Meinung durchzusetzen.

Beim Menschen fängt alles im Geiste an. Dort kommen die Gedanken, die tief gehen, hinab zum Leben des Leibes, und die auch hoch hinauf gehen zu Gott. Und sie urteilen über diese Werte: Über den Leib, daß er nur vom Brot abhänge und vom Gelde; über Gott, daß man Ihn nicht so ernst zu nehmen brauche, oder gar, daß es überhaupt kein überirdisches Wesen gäbe.

Es gibt auch Menschen, selbst unter den Allerbesten finden wir sie heute, die nicht viel über den Leib und über Gott nachdenken. Sie sind ganz beschäftigt mit ihrem Geist, mit ihrem „Denken", mit ihrem „Wissen" und mit ihrer „Tatkraft". So beschäftigt, daß sie mitmachen die Hauptsünde unserer Tage: Sie wollen schaffen, doch nicht empfangen; sie wollen belehren, doch nicht belehrt werden; sie wollen führen, doch nicht geleitet sein. Sie sind — obwohl immer noch an Gott glaubend — mit hineingeraten in die Rastlosigkeit dieser Zeit. In die „Eile" unserer Tage, die keine Zeit mehr hat für stilles Nachdenken, für die „Betrachtung vor Gott", für Stunden des „Empfangens".

Viel zu früh will der moderne Mensch nicht mehr „empfänglich" sein. Viel zu früh, im unreifen Alter noch, will man schon „geben" Führung, Belehrung, Meinung und Urteil. Geben Dinge, die man noch lange nicht hat und die man auch nicht mehr von anderen „empfangen" will. Weder von anderen Menschen noch auch — von Gott!

Der Mensch hängt vom Empfangen ab, leiblich und geistig. Darum ist es auch höchste Kunst im Leben, sich immer empfangsbereit zu halten. Dazu gehört jedoch eins: Einsicht! Und Einsicht kann uns nur kommen durch fromm betrachtendes Gebet und durch die Grundtugend aller wahren christlichen Menschlichkeit, durch die Tugend der Demut!

Die Demut ist der Grundtrieb des Christen — geboren aus der Liebe und zurückführend zur Liebe.

Grundtrieb im Geiste des modernen Menschen, die Triebkraft seines Wirkens und Werkens, seines Planens und seines Urteilens, ist der Stolz. Und der Stolz ist es, der den Menschen unfähig macht, noch empfangen zu können — weil er einfach nichts mehr empfangen will! Und somit auch nichts mehr — außer an leiblichen Genüssen, Freuden und Gewicht — empfängt,weder an Weisheit, noch an Tugend oder Gnade.

Und so kommt es, daß Gnadenlosigkeit herrscht und Weisheitsarmut. Und so kommt es, daß Friedrich Wilhelm Weber in seinen „Dreizehnlinden" so schaurig recht hat, wenn er schreibt: „Was sie Weltgeschichte nennen, ist ein wüstverworrener Knäul: List und Lug, Gewalt und Schwäche, Feigheit, Dummheit, Wahn und Greul. Weise Tugend schweigt und trauert: will sie reden, will sie klagen, wandert sie in Kerkergrüfte, oder wird ans Kreuz geschlagen!"

Selbst unter uns, selbst unter Christen zum Höchsten berufen und fürs Höchste von Gott mit Talenten ausgestattet, macht sich dieser Geist breit. Kardinal Suhard warnte alle ihm anvertrauten Seelen, Laien und Geweihte, mehr an das „Katholische" zu denken, wenn sie „katholische Aktion" ausüben. „Aktiv" will jeder sein — katholisch, so wie Gott es meint, nicht jeder! Nach katholischer Lehre muß das Aktive zuallererst — und immer! — nach innen gehen. Ins Gebet, in unabgekürzte Betrachtungsstunden, ins Übernatürliche. Nach katholischer Lehre ist „Trägheit" nicht einfach „Mangel an Arbeitsgeist", nicht die Untugend jener, die von der „Rastlosigkeit" der Übereifrigen, der „Ar-

beitstiere", nichts wissen wollen: Trägheit ist nach der Lehre des hl. Thomas ein Verstoß „gegen die Ruhe des Geistes in Gott." Der Ruhe des Geistes in Gott, die nur zu finden ist in der Bereitschaft des Menschen, vor Gott sinnend zu beten, um von Gott zu empfangen, und um durch Gott von den Menschen zu empfangen.

Wieviel Unklugheiten, wieviel Verwirrung, ja selbst Sünde, wurden nicht schon selbst in der Kirche begangen — weil der Mensch nicht mehr sein will ein „nihil a se", ein „Nichts-aus-sich-selbst!" Weil er nicht mehr „empfangen" will, sondern nur noch thronen möchte auf den Höhen der großen „Geber!"

Wieviel Werke sind wohl schon zugrunde gegangen, weil man zu wenig Echtes und viel zu viel Eingebildetes in sich trug! Weil man die Demut vergaß und sich für „reif" hielt — während der wirklich Heilige hinaufschreit zu Gott um „Reife!" Wieviel Gutes ist nicht geworden, weil man sich auf seine „Autorität" berief und auf die „Tugend der Gerechtigkeit", die jedem „von Autorität" des Amtes oder des (oft nur eingebildeten) Wissens das „Recht" gibt, mit anderen zu schalten und zu walten — ohne Klugheit und Liebe! Ohne Rücksicht und Achtung vor der Persönlichkeit, vor der Menschlichkeit, oft auch selbst vor den wirklichen Werten anderer!

Wieviel Unglück ist über Welt — und Kirche gekommen, weil die Demut nicht mehr da ist und nicht mehr ersehnt wird! Ja, überall ist es entscheidend, das demütige Beten zu Gott, das Sinnen und Betrachten vor Gott, das klare Erkennen: Ich habe nichts und ich bin nichts! Ich kann nur werden, wenn ich empfange und immer wieder empfange! Gnade, Weisheit, Belehrung, Wissen und Führung und Leitung.

„Wer viel geben will, muß erst einmal viel in sich hineindenken, und noch viel mehr in sich hineinbeten", sagte Pater Bonaventura Krotz, einer der großen Kanzelredner Deutschlands. Und der alte Grieche Heraclit sprach von der Notwendigkeit des „Hinhorchens auf das Wesen der Dinge." Des „Hinhorchens auf Gott", sagen wir Christen.

Dieses „Hinhorchen auf Gott" will uns der kleine, bescheidene Rosenkranz lehren. Auf daß wir wieder Gott sein lassen was Er — und was nur Er — ist: Der einzig und der wirklich unendliche Große an Kraft, an Weisheit. An Macht und Licht, wirklich zu leiten, und an Liebe, uns glücklich zu machen unbeschreibbar. Wirklich glücklich, nicht nur so, wie die Welt es möchte oder wie „Übereifrige" es sich anmaßen, tun zu können.

Auf daß auch wir wieder werden und bleiben wollen, was wir wirklich sind: Ein Nichts vor Gott, erst dann von Wert, wenn Gott es begnadet mit Heiligkeit, Weisheit, Wissen und Können.

Ob das nun wohl „gar eigenartige" Rosenkranzgedanken sind? Gott ist ein Wesen Seiner eigenen Art. Ihm nachgeformt in hoch über allen Menschen stehender „Eigenart" ist Maria, die Königin des hl. Rosenkranzes. Und wir — sollen werden nach Gottes eigendster Art — Sein Ebenbild!

– Der Schriftleiter

MORGENGEBET

Neugestärkt steh' ich nun auf
Und beginn des Tages Lauf.
Vater! Hast die ganze Nacht
Liebreich über mich gewacht.
O wie dank' ich dir dafür!
Gib mir jetzt, daß ich mit dir,
Daß in dir ich wandle heut'
Fromm und freudig jederzeit!
Laß mir leuchten, Herr, dein Licht:
Treu zu üben jede Pflicht,
Bis du rufst zum Himmel mich,
Wo ich ewig schaue dich.

TAGESAUSKLANG

Nächtliche Stille schreitet
durch Wiese, Wald und Feld,
der Mantel Gottes gleitet
herab auf unsre Welt.
Mit seligem Vergessen
kommt über dich die Nacht,
du schlummerst ein, indessen
dein Engel dich bewacht.
Er löscht mit leisen Händen
des Tages Lichter aus,
und alle Wege enden
friedvoll vor deinem Haus.

Karlheinz Magerl



Rosenkranzkoenigin - Gnadenvermittlerin!

vom Schriftleiter

Daß Maria uns Gnaden vermittelt, ist so uraltes Glauben der Christenheit wie das Glauben an die Fürsprache der Heiligen. Der um das Jahr 185 geborene Origines, einer der größten Gelehrten und Kirchenschriftsteller seiner Zeit, gibt in seinem Buch „über das Gebet" Zeugnis von der warmen Innigkeit, mit der die Christen der ersten Jahrhunderte die Heiligen des Himmels liebten und um Hilfe anriefen. Zeugnis auch von der Gedankentiefe, mit der man damals schon die Lehre von der Fürbitte der Heiligen begründete.

In heiliger Gemeinschaft leben wir alle: Christus, die Begnadeten droben in der Ewigkeit, und wir, die Getauften auf Erden. Zu einem Leib sind wir durch Jesu geheimnisvolle Gnadenkraft geworden: zum mystischen Leib Christi. Gottes Sohn ist das Haupt dieses Leibes, die Heiligen des Himmels sind die vollendeten, und wir hier auf Erden die noch unvollendeten Glieder dieses Leibes.

Die Heiligen des Himmels sind die vollendeten Glieder des mystischen Leibes, jeder „nach dem von Christus ausgeteilten Maß" der Begnadung (Ephes. 2:19). In den Getauften hier auf Erden bewirkt jedoch die wundersame Gnade Gottes, daß wir beigestellt werden „den Seelen der vollendeten Gerechten" (Hebr. 12:22), und Mitbürger, Hausgenossen des Reiches Gottes mit ihnen werden.

Halten wir auch nicht immer treue Gemeinschaft mit den Heiligen — sie halten diese Gemeinschaft ununterbrochen mit uns! Sie besitzen ja „die Nächstenliebe weit mehr als die, welche selbst noch unter der menschlichen Schwachheit leiden", schreibt Origines im oben genannten Buch. Eben weil sie vollkommen sind in ihrer nie mehr endenden brennenden Liebe zu Gott, drängt es die Heiligen, Gott in allem immer und ewig gleich zu sein. Auch, ja ganz besonders in Seiner Liebe zu uns Menschen hier auf Erden, unter denen tagtäglich „Christus geschlachtet liegt auf dem Altare, um dich mit dem Gott des Weltalls zu versöhnen" (St. Chrysostomus).

Die Heiligen sorgen sich um uns, sie bitten für uns.

Im Priesterbrevier finden wir ein uraltes Mariengebet, das „Gebet des hl. Diakons Ephräm des Syrers an die Gottesgebärerin." In diesem Gebet nennt St. Ephräm (gest. 373) die allerseligste Jungfrau „unerschöpfliches Meer der göttlichen Gnaden und Gaben, aller Güter Austeilerin, nach dem Mittler Vermittlerin der ganzen Welt . . . aller Gnaden Spenderin."

So etwas war noch von keinem Heiligen gesagt worden. Die Heiligen vermitteln Gnaden, um die wir sie bitten. Oranten, Fürbitter, nannte man sie. Maria aber, ruft der hl. Ephräm, steht als Fürbitterin bei Gott, und als Mittlerin der Gnaden von Gott zu den Menschen, hoch über allen Oranten. Gleich nach dem Erlöser ist sie die größte Mittlerin zwischen Gott und den Menschen. Mittlerin nicht nur denen, die sie anrufen, sondern der ganzen Welt. Alles, was vom Himmel kommt, jede Gabe, jede Gnade, wird ausgeteilt von ihr, der Gottesgebärerin.

St. Ephräm hat uns weiter keine Erklärung dieser Marienlehre hinterlassen. Seine Zeitgenossen wußten aber, was er meinte. Maria war ihnen nicht wie die anderen Heiligen. Maria galt ihnen, wie älteste Schriften es beweisen, als das herrlichste,

strahlendste, und nach Christus für unsere Erlösung wichtigste Menschengeschöpf des begnadenden Gottes. Nur einer hier auf Erden war — und bleibt für alle Ewigkeit! — herrlicher und wichtiger als sie, und das ist der Sohn des Allerhöchsten, dem sie Leben im Fleische gab.

„Es war wirklich etwas Neues, ein neues, alles Neue übertrffendes Wunder", was Gott in Maria und an Maria tat. Sie, „die der Erde den Herrn und damit die Versöhnung schenkte", wird mit Recht Gnadenvolle genannt. . . Die ganze Fülle der Gnade kam auf Maria herab . . . darum wurde auch aller Fluch, der durch Eva gekommen war, durch den Segen Mariens weggenommen" (St. Hieronymus im 4. Jahrhdt.). Und St. Augustinus schrieb, daß Maria nicht nur gnadenvoll, daß sie auch die geistige Mutter, die Gnaden-Mutter, aller Glieder des mystischen Leibes Christi sei, „denn sie hat mitgewirkt durch ihre Liebe, daß Gläubige in der Kirche geboren werden."

Maria ist „die zweite Eva", und als „zweite Eva" steht sie als „Gehilfin Ihm gleichgeartet" gleich neben dem Erlöser. Eva heißt: „Mutter aller Lebenden" (Gen. 3:20), und Mutter aller Lebenden ist Maria. Denn nicht nur dem Erlöser hat sie Leben gegeben: Auch den Erlösten darf sie geben Geburt zum Leben der Gnade und zur Ewigkeit in Gott.

So war es schon Lehre der Urkirche. Wir lesen in den Büchern des hl. Irenäus: „Er (der Erlöser) eröffnet den reinen Schoß (Mariens), der die Menschheit für Gott wiedergebiert!" Und: „Wie wird der Mensch zu Gott kommen, wenn nicht Gott zu den Menschen gekommen ist? Und wie wird der Mensch die Geburt zum Tode verlassen, wenn er nicht zu der neuen Geburt kommt, die von Gott wunderbar und unerwartet geschenkt ist, zur Wiedergeburt aus der Jungfrau durch den Glauben?"

Der große Kirchenlehrer St. Bernhard war wohl der erste, der aus dieser Marienlehre der alten Kirche die letzten Schlußfolgerungen zog. Nach seiner Auffassung hat Maria nicht nur einmal mit ihrem göttlichen Sohne an unserer Erlösung mitgewirkt, nämlich damals, als sie ihr Ja-wort zur Menschwerdung gab: Gott hat die Rolle, die Eva für das Heil der Menschen innehaben sollte, ganz — ja noch viel weiter — auf Maria übertragen, die „zweite Eva". Marias Wirken zu unserem Heil soll sich genau so weit, und noch viel weiter, erstrecken, als Evas Wirken zu unserem Unheil sich erstreckt. Die erste Eva bewirkte ganzen Tod aller Begnadung einem jeden Menschen. Dieser Tod kam nicht von Eva, er kam als Strafe für die Sünde durch Eva von Gott.

Maria, die zweite Eva, bewirkt neues Leben, ganzes Leben, ewiges Leben der Begnadung. Und dieses Leben kommt nicht von Maria, es kommt durch Marias Hände von Gott.

Leben und Tod aller Begnadung hatte Gott einst in Evas Hände gelegt. Zur Stunde der Verkündigung legte Er „den gesamten Lösepreis in Maria nieder" (St. Bernhard). Dieser Preis ist Jesus, der in Maria nahm das Leben im Fleische. Nachdem dieser Lösepreis — Jesus — am Kreuz bezahlt worden war, begann das Erkaufte auf uns herabzukommen: Gnade über Gnade, die uns erlöst von Evas Fluch, die uns heiligt und zu Kindern Gottes macht.

Es ist ja das Erlösungswerk Jesu nicht mit dem Tode am Kreuze beendet. Am Kreuz hat Christus uns die Erlösungsgnaden erkauft — heute teilt Er sie aus einem jeden, der um sie bittet.

„Betrachte, o Mensch, den Plan Gottes, erkenne den Plan Seiner Weisheit, den Plan Seiner Güte! Es ist der Wille Gottes, daß wir alles durch Maria haben!", schrieb St. Bernhard in heiliger Betrachtung dieser Wahrheiten. Alle Erlösergnaden kommen uns durch Maria — denn auch Marias Wirken für unser Heil war mit dem Tode ihres Sohnes am Kreuze nicht beendet. Immer noch steht sie als „Gehilfin Ihm gleichgeartet" neben dem Erlöser. Gott hat ihr gegeben die ganz besondere Gnade, „Mutter aller Lebenden", aller in Gott Geborenen, zu sein. Gott hat ihr die Gnade geschenkt, Anteil zu haben an der Austeilung der Kreuzesfrüchte an alle, die in Christus und aus Christi Händen Erlösung finden. „Sie hatte mit Christus Anteil am Siege, sie verteilt auch mit Ihm die Siegesbeute!" (A. Deneffe, Maria, die Mittlerin aller Gnaden).

Seit St. Bernhards Tagen kam der Lobpreis Mariens als Mittlerin aller Gnaden nicht mehr zum Schweigen. Haben die Heiligen großes Wohlgefallen gefunden bei Gott, so daß sie mächtig sind in ihrer Fürsprache bei Ihm, sind die Heiligen groß in ihrer Liebe zu uns und in ihrer Treue zur Gemeinschaft mit uns: Maria ist die „mächtigste Jungfrau" vor Gott, denn an ihr hat der Herr allergrößtes Wohlgefallen. „Anderen wird nur ein Teil der Gnade verliehen, auf Maria aber hat sich die ganze Gnadenfülle niedergelassen" (St. Hieronymus), und mit dieser Gnadenfülle auch alle Heiligkeit und alle Liebe für uns Menschen. In allem muß man von Maria sagen: „Die allerheiligste Jungfrau gehört nicht in die gleiche Reihe mit anderen; denn sie ist nicht eine von vielen, sondern eine über alle hinaus!" (St. Albert d. Große).

Sie ist „eine über alle hinaus" auch in ihrer

einzigartigen Stellung als „zweite Eva“, durch deren Hände uns heute das Leben kommt, das die erste Eva für uns verlor. Wohl ist Maria — wie wir alle — ein Glied des mystischen Leibes Christi, sie ist es aber doch anders als wir und als alle anderen Heiligen es sind. Sie ist, wie St. Bernhard sagt, Mittlerin zum Mittler und gleichsam „der Hals, durch den, was immer vom Haupte kommt, zum Leibe hinabsteigt“ (Suarez).

Ja, sie ist „eine über alle hinaus“ auch in ihrer Liebe zu uns und in ihrer Macht bei Gott: Alle Gnaden läßt Er durch ihre Hände uns zukommen, alle Gnaden, ohne Ausnahme.

Es ist zwar diese Marienlehre von der Kirche noch nicht zum Glaubenssatz erhoben worden, sie ist aber von den Päpsten in viele Rundschreiben aufgenommen und den Gläubigen warm ans Herz gelegt worden. Benedikt XIV. nennt Maria den „himmlischen Strom, durch den alle Gnadengaben in die Herzen der armen Sterblichen geleitet werden“ (27. Sept. 1748). Leo XIII. schreibt zum Oktobermonat 1891, „daß uns nichts von dem übergroßen Schatz aller Gnaden zuteil wird, außer durch Maria, da Gott es so will“, und St. Pius X. nennt die Jungfrau „Austeilerin aller Gaben, die uns Christus durch Seinen Tod und Sein Blut erworben hat.“ (2. Feb. 1904).

Die Kirche hat die Lehre von der Vermittlung aller Gnaden durch Maria anerkannt. Am klarsten drückt wohl der hl. Alphons Liguori aus, was die Päpste sagen wollen, wenn sie Maria in ihren Rundschreiben „Mittlerin aller Gnaden“ nennen:

„Wir bekennen wohl, daß Gott die Quelle alles Guten ist und unbedingter Herr aller Gnade. Ferner bekennen wir, daß Maria nichts anderes ist als ein Geschöpf, das alles von Gott als Gnadengeschenk erhält. Wer aber kann leugnen, es sei durchaus vernünftig und angemessen, daß Gott diese hohe Kreatur verherrlichen wollte, die Ihn mehr als jede andere in ihrem Leben geehrt und geliebt hat, die Er zur Mutter Seines Sohnes und Retters aller Menschen erwählt hat, und daß Er zu diesem Zweck wollte, daß alle Gnaden, die den erlösten Seelen zukommen sollen, durch ihre Hände gehen und von ihr ausgeteilt werden? Wir bekennen wohl, daß Christus der einzige Mittler ist, dem, wie oben gesagt, dieses Amt zu Recht zukommt, und der uns mit Seinen Verdiensten Gnade und Heil erwirbt. Aber wir behaupten auch, Maria sei aus Gnade zur Mittlerin bestellt, und wenn sie etwas erhält, so erhält sie es auf Grund der Verdienste Jesu Christi und weil sie im Namen Jesu Christi bittet und fleht. Jedoch welche Gnaden auch immer wir suchen, alle kommen uns durch ihre Fürbitte zu.“

O hohe Frau Maria! „Mit welcher Inbrunst wollte Gott, daß sie von uns verehrt würde, da Er die Fülle alles Guten in Maria niederlegte. Wenn also Hoffnung, Gnade, Heil in uns ist, sollen wir wissen, daß es von ihr ausströmt. . . . Mit innerstem Herzen, mit allen unseren Kräften und ganzem Verlangen wollen wir diese Maria verehren. So ist es der Wille dessen, der da wollte, daß wir alles durch Maria haben sollen . . . Jesum gab Er dir zum Mittler. Was konnte dieser Sohn bei diesem Vater nicht erlangen? . . . Diesen Jesus hat dir Maria zum Bruder gegeben. Aber vielleicht scheust du Seine göttliche Majestät, der zwar Mensch wurde, aber dennoch Gott blieb. Willst du einen Fürsprecher bei Ihm haben? Eile zu Maria!“ (St. Bernhard).

Eile zu Maria — besonders jetzt im Rosenkranzmonat. Sie wird dich führen zu Jesus. Denn es gibt nach dem Verlangen des Herzens der Jungfrau „kein Bleiben bei Maria“ für uns. Immer heißt es: Hinauf zu Jesus Christus! Der Weg zu Ihm hin führt jedoch durch Maria. Und die Gnaden dazu kommen uns von Christus — durch Maria! –

Gebet

**Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde tue kund;
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut;
Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd;
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedsschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt!**

Achim von Arnim

Ein Pater verliert seinen Rosenkranz

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Ancilla Regis

Als Pater Peyton von seiner Kapstadt-Reise zurückkehrte und seine weltweiten Vorträge zur Werbung für den Rosenkranz-Kreuzzug wieder aufnahm, merkten die Menschen zunächst keine Veränderung an ihm.

Aber als er im Fernsehen auftrat und wieder eine packende Predigt zur größeren Ehre der Rosenkranzkönigin hielt, den jungen Menschen unserer Tage ans Herz legend, daß sie den Rosenkranz als ihr kostbarstes Kleinod hüten sollten, wurden einige aus den Millionen Hörern, die seine Gestalt auf dem Bildschirm sahen, auf einen Mangel aufmerksam.

Pater Payton hatte einen anderen Rosenkranz. Die alte, abgegriffene, nahezu weltberühmt gewordene Perlenschnur, die jedes katholische Kind in den U.S.A. kannte, fehlte. Ein neuer Rosenkranz mit noch runden, glatten Perlen, die offenbar noch keinerlei Vergangenheit hatten, wand sich um seine Hände.

Anfragen kamen, erstaunte, fast schon empörte. Gehörte der alte Missionsrosenkranz nicht als unveräußerliches Anhängsel zu Pater Peyton? War er nicht selbst stolz gewesen auf diesen Rosenkranz, der schon tausende Male vor größeren und kleinen Gemeinschaften im Gebet durch seine Hände gewandert war, immer neue Beter weckend?

Pater Peyton mußte Rede stehen — und er tat es.

„Ich bin euch diese Erklärung schon lange schuldig", sagte er in seiner trockenen Art, „ich habe in Südafrika meinen Rosenkranz verloren. Er hat sich selbständig gemacht. Jawohl — mein alter Rosenkranz ist dabei, an meiner Stelle zu predigen, lauter und eindringlicher, als ich es kann. Es stimmt schon, ich habe euch immer gesagt, ihr solltet auf den Rosenkranz eurer Kindheit und Jugend so gut achtgeben, wie auf euch selbst — und doch wünsche ich jetzt, ihr würdet ihn auf ähnliche Weise verlieren, wie ich.

Das war damals in Kapstadt — ihr habt sicher schon genug gehört von dieser reichen, glänzenden Goldgräber- und Diamantenstadt am südlichsten Zipfel Afrikas, — da habe ich ausgerechnet gelernt, daß ein Rosenkranz kostbarer sein kann, als alle Kleinodien der Erde.

Ich hatte auch dort zum Familien-Rosenkranz aufgerufen in vielen Ansprachen, auf Kanzeln und vor Versammlungen, unter freiem Himmel und in Kapellen. Tausende weißer und schwarzer Menschen hatten mir gelauscht, Gott allein weiß, ob mit vielem Erfolg. Nicht zuletzt machte ich auch dem Städtischen Hospital meinen Besuch. An meiner Seite schritt kein Geringerer als der Erzbischof von Kapstadt.

Wir gingen von Bett zu Bett — nein, wir hielten keine salbungsvollen Ansprachen und keine Trostworte bereit, die uns allzu glatt von den Lippen kamen. In der Krankenhauskapelle hatte ich ja schon gepredigt, hier waren ein paar fröhlich-aufmunternde Scherze besser am Platz. Endlich machte die uns führende Oberschwester vor einem etwas abgelegenen Krankenzimmer halt und bedeutete uns, einen Augenblick zurückzubleiben. Wir zögerten in der Erwartung, daß hinter dieser Tür besonders Schwerkranke litten, bei denen ein Besuch vielleicht nicht angebracht war.

Aber Schwester Patricia wurde etwas verlegen.

„Hier wird es schwierig", sagte sie, „denn die Patientin, welche dort ganz allein liegt, wird kaum begreifen, weshalb Sie kommen und wer sie sind." „Hat sie so hohes Fieber — oder ist sie bereits zu schwach?" fragte ich, bereit weiterzugehen. Die Schwester hielt mich zurück.

„Wenn Sie den Versuch machen wollen, Pater — aber Zweck hat es wenig, sie ist blind."

Betroffen sah ich den Erzbischof an. „Oh — das tut uns leid, — aber wir werden ihr erzählen und unsere Worte so abwägen, daß ihr das schwere Gebrechen nicht so schmerzlich wird."

Sr. Patricia schüttelte den Kopf. „Pater Peyton, sie ist nicht nur blind, sondern auch taub, sie wird nicht hören, was Sie ihr sagen — ja, sie wird Ihnen nicht einmal sagen können, was in ihr vorgeht, sie ist außerdem stumm."

Dem Erzbischof entglitt ein Wort tiefer Erschütterung.

„Das ist furchtbar — ist denn niemand hier, der sich der Kranken irgendwie verständlich machen könnte? Ich denke da an die ans Wunderbare grenzenden Fähigkeiten von Taubstummenlehrern, wie sie auch die berühmte Helen Keller hatte, die trotz des Fehlens dreier Sinne so genial ihr Geschick meisterte."

Die Schwester senkte den Kopf. „Exzellenz —" sie stockte und

wurde glühend rot, als gelte es, eine Schande einzugestehen, „unsere Kranke — ist eine Schwarze."

Als wäre diese Tatsache schlimmer, als alles bisher berichtete, schwieg Schwester Patricia, aber wir wußten, daß sie sich nun nicht wegen der armen Leidenden schämte, sondern — wegen ihrer weißen Mitbrüder, die ihre Rassenschranken unerbittlich zogen. Wer erklärte sich schon bereit, so viel Mühe, Geduld und Fleiß an eine Schwarze zu verschwenden? Waren sie nicht ohnehin Menschen zweiter Klasse? Als müsse sie selbst für die Hartherzigen noch eine Entschuldigung finden, sagte Schwester Patricia jetzt:

„Exzellenz — es gibt einen Grund zur Entschuldigung — unsere Tina ist außerdem lungenkrank. Es wäre einem Taubstummenlehrer kaum zuzumuten, sich derart eng mit ihr zu befassen, wie es bei solchen Unterweisungen nötig wäre — außerdem — ihre Tage sind gezählt."

Ich räusperte mich und fragte mit möglichst fester Stimme:

„Wie alt ist unsere Patientin denn — ich meine, wird ihr der Gedanke an das Sterben eine Erlösung von jahrzehntelanger Qual bedeuten?"

Sr. Patricia sah mich an und sagte leise:

„Nina Diemetamtsi ist gerade fünfzehn Jahre alt, Pater —"

Es war gut, daß sie uns gehindert hatte, gleich einzutreten, wir brauchten Zeit, all diese Tatsachen zu überlegen. Der Erzbischof sah mich an und ich las in seinem Blick die unausgesprochene Frage, ob es denn überhaupt Zweck habe, das Zimmer zu betreten, da doch jede Möglichkeit eines Trostes fehlte.

Aber ich weiß nicht — irgend etwas drängte mich — ich öffnete kurzentschlossen und der Erzbeschof folgte. Schwester Patricia trat an das Bett, in dem schmal und dunkel die Negerin lag, regungslos, mit offenen, zur Decke gerichteten Augen, denen man sogleich anmerkte, daß noch kein Strahl Lichtes sie erhellt hatte. Vorsichtig, die Gehörlose nicht zu erschrecken, zupfte sie erst leis an der Bettdecke, — ein Lächeln glitt über das ebenholzschwarze, nicht unschöne Mädchengesicht. Sie wußte, jetzt war ihre unbekannte Helferin nahe. Sie öffnete die Lippen, in Erwartung, gefüttert zu werden. Aber die liebe Pflegerin hatte schon kleine Verständigungsmittel erfunden, ohne Taubstummenlehrer. Sie klopfte leicht auf die Hand Tinas — das bedeutete — Besuch ist da.

Tina wandte instinktiv den Kopf zur Seite, starrte ins Leere und ein erwartungsvoller Ausdruck flog über ihr Gesicht, wie bei einem Kind, das den Besuchern nach den Händen schaut — ob sie etwas mitbrachten.

Ach Gott — was hatten wir schon mitbringen können für Hunderte von Kranken, von denen wir keinen bevorzugen durften? Unseren Segen, unsere priesterlichen Worte — ja, aber hier hatten wir buchstäblich nichts für die Kranke, die weder Segen noch Wort erfaßte. Hilflos blickten wir Schwester Patricia an. „Kommen Sie nur, Exzellenz, und Pater Peyton, kommen Sie, es genügt Tina, daß sich jemand für sie interessiert, sie spürt an der Form der Hände, daß es Fremde sind, nicht der Arzt. Geben Sie mir Ihre Rechte bitte — lassen Sie Tina tasten — so —"

Mein hochgestellter Begleiter neigte sich und reichte Tina beide Hände. Die blinde Schwarze nahm sie behutsam — glitt mit sanftsuchenden Fingern ihre Form entlang — lächelte erfreut. Wahrhaftig, ein Fremder besuchte sie, er hatte vornehme, feine Hände — und einen schweren Siegelring trug er, den sie gründlich untersuchte. Hätte man ihr doch erklären können, es sei ein Bischofsring! Schwester Patricia kam auf die Idee, nahm rasch die Hand des Bischofs und machte mit ihr Tina ein Kreuz auf die Stirn, dann gab sie ihr — immer des Erzbischofs Hand führend, einen leichten Backenstreich — wie bei

Mariä Mutterschaft

Um sie ist Schweigen seit der Engel schied,
Noch aber tönt sein Gruß an ihrem Ohr
Wie ein unsäglich schwermutsüßes Lied,
Und sie ist so unbegreiflich wie zuvor.
Und da sie lauschend noch nach innen sieht,
Hebt sie die Hände bangend fast empor,
Und weiß auf einmal, was in ihr geschieht,
Und kennt auf einmal I h n, der sie erkor!
Und während sie, kaum fassend noch ihr Los,
Sich doch geneigten Hauptes schon ergibt,
Wird jäh ein Leuchten hinter ihren Lidern —
Und Seligkeit in ihrer Seele groß:
Kaum wagt sie, diese Liebe, die sie liebt,
Durch ihr Bereitsein liebend zu erwidern.

K-L-H.

der Firmung. Und als Tina noch nicht begriff, führte sie den Ring an deren Lippen.

Da begann deren kluges dunkles Gesicht plötzlich aufzuleuchten. Sie ergriff selbst des Bischofs Hand und führte sie ehrerbietig nochmals an die Lippen.

„Tina ist längst getauft und gefirmt und fromm", erklärte die Schwester. „Ich glaube, Exzellenz, sie hat erfaßt, wer Sie sind." Wahrhaftig, jetzt hatte beim Sichbücken des Bischofs Kreuz Tinas Kinn berührt — und flink griff die Blinde zu, tastete staunend, — ein edelsteinbesetztes Bischofskreuz. Sekunden ruhte es in den sehnsüchtigen schwarzen Händen, dann gab sie es frei.

Und nun war ich an der Reihe — wie aber ihr erklären, daß ich Pater sei? Welche Erkennungszeichen hat schon ein simpler Geistlicher, sich einem solchen armen Geschöpf erkenntlich zu machen? Ich streichelte die schmalen Hände der Kranken — ganz plötzlich kam mir die Idee — ich faßte in die Tasche und holte meinen alten abgegriffenen Rosenkranz heraus.

Und ich reichte ihn — das heißt, legte ihn in die offenen Hände — und da — mit einer wahren Gier, wie ein Verhungernder nach Brot faßt, umschloß Tina den Rosenkranz, tastete die Perlen ab — die alten, plattgewordenen Holzperlen, das stumpfe Kreuzchen. Und mit einer stärkeren Inbrunst als vorher beim Berühren bischöflicher Insignien preßte sie den Rosenkranz an ihr Herz — dann an die Lippen, hielt ihn fest, — fest. Gerührt sahen wir ihr zu.

Nach einer ganzen Weile wollte Schwester Patricia ihr mein Erkennungszeichen sanft entwinden. Vergeblich — ein Ausdruck von Angst und Abwehr zeichnete sich in Tinas dunklen Zügen. Ich strich über ihr Haar, beruhigend, und als sie stiller wurde, versuchte ich es — mit vorsichtigen Bewegungen, mein Eigentum wieder zuerhalten. Vergeblich — Tina krampfte die Hände darum — eisenfest. Auch der Erzbischof — dessen Hände sie doch als solche sofort wiedererkannte, vermochte mit seiner ganzen oberhirtlichen Autorität nicht, ihr den Schatz wieder zu entreißen. Sie hielt ihn für ein Geschenk — ich wehrte ab — mochte Tina den Rosenkranz also behalten. Wie hätte ich diese blinden Augen weinen machen können?

„Merkwürdig", murmelte Schwester Patricia, „Tina hat noch ihren eigenen Rosenkranz — was mag in ihr vorgehen?" Wir wissen es nicht, aber als wir ihr den Rosenkranz ließen, breitete sich über das ganze Gesicht der Leidenden ein solcher Friede, daß wir erschüttert waren. Hier war kein Wort und kein Segen mehr als Trost notwendig. Der Erzbischof segnete zwar — aber sie ahnte es nicht — Fülle der Freude schimmerte in den toten Augen, der weltbekannte Rosenkranz, den ich durch Kontinente geführt habe, — blieb bei ihr. — Ich meine, er predigt jetzt, besser und eindringlicher, als ich es vermochte — drunten in der Stadt, die zum Symbol der Welt- und Geldlust wurde — meinen Sie es nicht auch?"

Gehen zu Gott

Unser Leben ist ein Gehen zu Gott. Als Kinder Gottes dürfen wir uns dem innergöttlichen Leben stets nähern und Anteil daran haben.

Wir werden — das sagt uns unser Name „Kinder Gottes" in einer besonderen Nähe stehen zum Sohne Gottes.

Noch verstehen wir nicht voll und ganz, wie dies geschehen mag, aber eines muß uns doch immer mehr aufgehen: Wenn wir überlegen, daß das Leben in Gott eine dreipersönliche Liebesekstase ist und daß wir uns diesem Gott von Tag zu Tag nähern, dann wird uns auch klar, daß nichts uns so sehr reif machen kann für dieses göttliche Leben als das immer erneute Heraustreten aus uns selbst, das Vergessen unseres Selbst, die Selbstlosigkeit und das Jasagen zum Willen Gottes, zu seiner Ehre und Verherrlichung.

Friedrich Wessely

*

Die Freunde nennen sich aufrichtig; die Feinde sind es, daher man ihren Tadel zur Selbsterkenntnis benutzen sollte als eine bittere Arznei.

A. Schopenhauer

Kardinaele der Kirche

"Könnte ich Führer sein und Vorbild"

Georges Francois-Xavier Kardinal Grente — Bischof von Le Mane

Bei der Pariser Brücke „Pont des Arts" erhebt sich auf dem linken Seineufer das kuppelbekrönte Gebäude des Institut Francais. Mitten unter den Ständen der Bouquinisten und den Läden der Antiquitätenhändler hat eine der berühmtesten Einrichtungen des französischen Geisteslebens ihren Sitz. Es ist die Französische Akademie. Jeder Einwohner der Hauptstadt weiß es dem Fremden zu sagen, daß sich unter ihrer Kuppel am Quai Voltaire die sogenannten „Vierzig-Unsterblichen", die Mitglieder der Academie Francaise, zu versammeln pflegen. Es sind Gelehrte, Künstler und Literaten, Generale, Philosophen und Staatsmänner aller Richtungen. Paul Claudel und General Weygand tragen heute ebenso den berühmten grünen Frack des Akademikers wie der Physiker de Broglie, der Soziologe Andre Siegfried oder, seit einiger Zeit, der Diplomat Francois-Poncet. Seit der Gründung der Französischen Akademie durch Kardinal Richelieu 1635 gehören zu allen Jahrhunderten stets auch Bischöfe und Kardinäle dem Kreis der „Vierzig Unsterblichen" an. Neben manchen anderen waren es Bossuet und Fenelon im 17. Jarhundert, in neuerer Zeit die Eminenzen Matthieu und Baudrillart. Waren vor der Französischen Revolution oft Rang und Stellung für die Aufnahme in die Akademie entscheidend, so ist es heute ausschließlich die schriftstellerische und wissenschaftliche Leistung.

Die Fruchtbarkeit und Qualität seines literarischen Schaffens war es auch, welche 1937 dazu Anlaß gaben, den Bischof von Le Mans, Monseigneur Georges Francois-Xavier Grente, als Nachfolger für den Dichter Pierre de Nolhac in die Akademie Francaise zu wählen. Zwar wies der neuerkorene „Unsterbliche" bei seiner feierlichen Einführung darauf hin, daß er in seiner Ernennung zum Akademiker keine persönliche Ehrung sehe, sondern in ihr eine Anerkennung des gesamten französischen Episkopates erblicke. In Wirklichkeit war es jedoch seine reiche schriftstellerische Tätigkeit, die ihn zu dieser Auszeichnung empfohlen hatte. Es war mehr als eine der traditionellen Höflichkeitsformeln, wenn ihn der Herzog von La Force beim gleichen Anlaß als vorbildlichen Priester und Kirchenfürsten, Kanzelredner, Patrioten und Gelehrten rühmte. Seit dem Tode des Rektors des Institut Catholique in Paris, Kardinal Baudrillart, ist der Bischof von Le Mans der einzige Oberhirte, der Mitglied der Akademie ist. In der über 300jährigen Geschichte dieser Institution ist er der 16. Kardinal.

Die über acht Jahrzehnte des Bischofs von Le Mans umspannen ein reich erfülltes Priester- und Gelehrtenleben. Seine Heimat ist Percy, eine Kleinstadt im Departement la Manche an der Nordwestecke Frankreichs. Zwanzig Jahre versah sein Vater dort das Amt des Bürgermeisters und des Kreisrats. Nach Abschluß der Studien an der Sorbonne und am Institut Catholique zu Paris erhielt Georges Francois-Xavier Grente 1895 in seiner Heimatdiözese Coutance die Priesterweihe. Die nächsten Jahre bereits sahen ihn als priesterlichen Erzieher. Seine Wirkungsstätten, das Kleine Seminar in Mortain, das Diözesan-Kolleg von Saint-Lo und schließlich des Institut St. Paul in der Hafenstadt Cherbourg. Als Professor wie als Direktor verstand es Abbe Grente, die Herzen seiner Schüler zu gewinnen. Er galt weit und breit als Fachmann für die Fragen der katholischen Erziehung. So eng wußte er sich seinen Aufgaben verbunden, daß er eine geplante Berufung auf die wichtige Stelle des Vize-Rektors des Institut Catholique in Paris ablehnte. Als Professor Grente schließlich 1914 zum Rektor der Katholischen Fakultät von Lille ernannt wurde, hinderten ihn die Kriegsereignisse daran, sein neues Amt anzutreten.

Im letzten Jahre des Ersten Weltkrieges berief Papst Benedikt XV. den erfahrenen Priester und Pädagogen auf ein neues Arbeitsfeld. Professor Grente wurde als Nachfolger von Monseigneur de la Porte zum Bischof von Le Mans, der Hauptstadt des Departements Sarthe ernannt. Der Pariser Erzbischof Kardinal Dubois erteilte ihm am 14. April 1918 in Cherbourg die bischöfliche Weihe. Wenige Tage später erfolgte seine feierliche Inthronisation in der Kathedrale Saint Julien in Le Mans. Seitdem hat Bischof Grente seine ganze Kraft

der Leitung der Diözese gewidmet, die in ihm einen sozial aufgeschossenen, den Aufgaben des Tages zugewandten Oberhirten verehrt. Papst Pius XII. konnte beim Empfang der französischen Pilger am 17. Januar 1953 voll Anerkennung darauf verweisen, daß Bischof Grente seine lange Karriere dieser einen und ihm teuren Diözese geopfert hat und daß er einen Ruf besitze, der die Grenzen seines Bistums weit überschreite. Schon sein Vorgänger auf dem päpstlichen Thron, Pius XI. habe deshalb Bischof Grente 1933 zum päpstlichen Thronassistenten ernannt. Er selbst habe ihm den persönlichen Erzbischofs-Titel und dann den Kardinals-Purpur hinzugefügt. Der Heilige Vater faßte sein Urteil über Bischof Grente in die Worte zusammen, daß er in ihm die Eigenschaften eines Bischofs und jene eines vollendeten Humanisten gefunden habe.

Wer das vielbändige Werk von Kardinal Grente studiert, wird diese doppelte Eigenschaft immer neu bestätigt finden. Zehn Bände füllen allein die gesammelten Reden und Hirtenbriefe des Bischofs. In klarer Sprache hat er in ihnen offen Stellung bezogen zu den jeweiligen Sorgen und Aufgaben der Stunde. In allen Teilen Frankreichs und auf vielen Auslandsreisen hat sich der Oberhirte von Le Mans einen klangvollen Namen als Redner errungen. Seine Vorträge führten ihn bis in den Orient, die Vereinigten Staaten und Kanada.

Kabinettstücke kirchengeschichtlichen Schrifttums sind die Biographen über große Gestalten des Katholizismus. Grente veröffentlichte ein Lebensbild über den vor zwei Jahrhunderten heiliggesprochenen Reformpapst Pius V. aus dem Dominikanerorden. Er versuchte, in seinem Buch „Die graue Eminenz" dem landläufigen Zerrbild des Kapuzinerpaters Joseph du Tremblay, dessen wirkliches Portrait entgegenzustellen. Jenseits der Karrikatur und der überschwenglichen Lobeshymnen, mit dem Willen zu wirklicher Gerechtigkeit, zeichnete er die Gestalt des geheimnisvollen Kapuziners. Andere, nicht weniger fesselnde Studien galten dem großen Kanzelredner und Bischof von Nimes, dem 1710 verstorbenen Bischof Flechier sowie der normannischen Ordensstifterin Marie-Madelaine Portel.

Wohl die stärkste Verbreitung auch durch Übersetzung ins Englische, Italienische und Deutsche, fanden die beiden Werke von Bischof Grente über „Die sieben Sakramente" und „Die Heilige Jungfrau". Beide sind beredte Zeugnisse für die machtvolle Sprachkraft wie für das seelsorgerliche Wollen des Verfassers. Neben diesen Veröffentlichungen ist der Kardinal maßgeblich an der Herausgabe des offiziellen Wörterbuches der Französischen Akademie beteiligt. In der französischen Bischofskonferenz steht er außerdem der bischöflichen Kommission für die Presse vor. Die französische Regierung zeichnete ihn als Ritter der Ehrenlegion aus. –

Frau Olimpia Marto, Mutter der Fatimakinder ist tot

von Paul Dahm

Frau Olimpia Marto ist tot. Sie war 86 Jahre alt, und der Mann, dem sie ihre Kinder geboren, mit dem sie das Leben, wenige glückliche Stunden und viele Tage und Jahre harter Alltäglichkeit geteilt hat, der Mann Manuel Pedro Marto drückte ihr die Augen zu. Mit seinen verarbeiteten, trockenen, altersfleckigen Händen drückte er ihre Augen in den wässerigen, tiefen, rotgesäumten Höhlen zu.

Als ich Frau Olimpia Marto zum letzten Male sah, das war vor zwei Jahren, da wußte ich, daß sie bald abberufen würde. Und es schien mir, sie warte darauf, sie sei müde, das Leben des Alters und die Krankheit weiterzutragen. Sie durfte sich bewußt sein, ihre Arbeit getan, ihre Aufgabe erfüllt zu haben.

Ich war den weißen staubigen Weg nach Aljustrel gegangen, nach Aljustrel, wo die kleinen Häuser und Hütten sich am sonnenheißen braunen Boden ducken. Häuser aus Bruchsteinen aufgeschichtet. Mit finsteren Räumen, mit offenen Herdfeuern, und der Rauch reizt zum Husten. Ich stieß das klapprige Holztor auf und sah sie im Hof, im Schatten eines schmalen Vordaches. Sie saß in einem Rollstuhl. Der Mann reichte ihr Suppe aus einer Schüssel, die einen Sprung hatte. Er hielt inne. Er fühlte sich gestört. Ich machte eine Geste des Bedauerns und der Ehrfurcht. Und mir wurde sehr peinlich klar, wie sehr diese beiden Menschen darunter gelitten haben müssen, der Veröf-

fentlichung preisgegeben zu sein. Seitdem das an ihren Kindern geschehen war, mußten sie sich immer wieder stellen.

Der Mann schimpfte leise: „Caramba!" Doch er setzte die Schüssel ab und ließ sich mißmutig fotografieren. Frau Olimpia aber nahm es in Demut hin, als wüßte sie, daß sie im Heilsplan Unserer Lieben Frau von Fatima eine Rolle hat: die Verehrungen lästiger fremder Menschen zu erdulden und sich als lebende Zeugin der Ereignisse von 1917 allen zu zeigen, die aus aller Welt kommen, sie zu sehen, sie auszufragen oder vor die Kamera zu nötigen. Ich sah, daß sie vom Schlag gerührt war und den Tod erwartete. Ich erinnerte mich, wie sie einige Jahre zuvor noch gelächelt, mich umarmt und gesegnet hatte.

Tagesweihe

Ich leg' in Deine Vaterhände,
was Du an Sorgen schickst, an Freuden schenkst.
Ich weihe Dir die Meinen, die ich liebe,
damit Du gnädig ihre Wege lenkst.
Ich weihe Dir die Menschen, die ich führe,
führ Du sie einmal in den Himmel ein,
Ich weihe Dir die Arbeit, die ich schaffe,
laß meine schwache Kraft gesegnet sein.
Ich weihe Dir die Freude des Erfolges,
in dem ich dankbar Deinen Ansporn seh'.
Ich weihe dir den Ansturm der Versuchung,
gib Du mir Kraft, daß ich ihr widersteh'.
Ich weihe Dir mein Herz und was es einschließt,
ich weihe Dir mein Wollen, gut zu sein.
Komm mächt'ger Vater, gib mir Deinen Segen,
bleib stets bei mir, laß Du mich nicht allein!
Amen!

Nun ist sie tot. Frau Olimpia Marto hat der Geschichte von Fatima vierzig Jahre lang treu gedient. Sie hat ungehörte Verhöre über sich ergehen lassen und ihre Kinder verteidigt. Und als die Frommen an den Geschehnissen von 1917 nicht mehr zweifelten, nachdem die Kirche den Kult von Fatima anerkannt hatte und aus einem mageren Weideplatz eine gewaltige Wallfahrtsstätte geworden war, gehörte sie nicht mehr sich selbst, wurde ihr von der Entwicklung der Geschichte die Rolle der lebenden Zeugin aufgezwungen. Ihre Tür mußte stets geöffnet sein, für Verehrer, für Neugierige, für Skeptiker, für Pilger und Touristen.

Frau Olimpia war die Mutter der beiden Seherkinder Francisco und Jacinta, denen im Jahre 1917 auf einer Weidefläche nahe dem kleinen portugiesischen Kirchdorf Fatima die himmlische Jungfrau erschien. Sie hat diese Kinder zu jenen reinen, frommen, aufrichtigen Menschen erzogen, vor denen später, nach den Erscheinungen, die kritischen Männer der kirchlichen und staatlichen Behörden machtlos, erstaunt, ergriffen standen, als es darum ging, die Kleinen zur Rede zu stellen, sie zu prüfen, ja zu versuchen, sie auszufragen, zu beschwören.

Frau Marto war ein Kind des armen portugiesischen Hinterlandes, einer Gegend am äußersten Rand Europas, von der selbst die Portugiesen der großen Städte Lissabon und Porto vor den Ereignissen von 1917 wenig wußten. Wer hatte vorher schon die Namen Fatima und Aljustrel gehört?

Was war Fatima? Ein Marktflecken mit Kirche. Einige Weiler im Umkreis gehörten dazu. Einer davon hieß Aljustrel: eine Handvoll kleiner armseliger Häuser.

In einem dieser bescheidenen Häuser von Aljustrel lebte die Witwe Olimpia mit zwei Kindern; ihr Mann war jung gestorben. Doch sie wußte, was sie dem Leben und ihren Kindern schuldig war. Sie ging eine zweite Ehe ein, mit Manuel Pedro, dem sie noch neun Kinder gebar.

Wovon sie gelebt haben, wie ihr Tisch gedeckt war, ich weiß es nicht. Ich sah das kleine Haus mit seinen schmalen Wohnschächten, die magere Ackerkrumme, die steinigen Wiesen. Aber sie haben gelebt, als zufriedene Menschen, in der Ordnung eines ärmlichen aber gottverbundenen, naturgesetzten Landlebens. Vater Marto baute an: etwas Mais, etwas Getreide, etwas Öl. Die Kinder hüteten einige Schafe. Mutter Marto gab ihnen Brot der kleinen Landleute ins Hirtentäschchen: eine Kruste, etwas Käse, eine Frucht.

Mutter Marto war von einfachster Bildung. Sie konnte ihren Kindern das Lesen und Schreiben nicht beibringen. Aber sie sprach ihnen von Gott und seinen Geboten und wußte die biblischen Geschichten genau zu erzählen.

„Da sei Gott vor", sagte sie einmal, „daß wir je einen Sonn-

tag ohne heilige Messe hätten verstreichen lassen, sowohl wir beide wie auch unsere Kinder, sobald sie das Alter der Vernunft erreicht hatten . . . ob es nun regnete oder gewitterte; ich erinnere mich nicht, jemals die heilige Messe versäumt zu haben, auch nicht, als ich meine Kleinen stillte.“

Ihrer einfachen gläubigen Denkungsart wurden keine Rätsel aufgegeben, als eines Tages, am Abend des 13. Mai 1917, ihr Töchterchen Jacinta froh berichtete: „Denk Dir Mütterchen, ich habe heute die heilige Jungfrau gesehen!“

Ihre Kinder Francisco und Jacinta hatten mit ihrer Kusine Lucia beim Schafehüten eine Lichtgestalt gesehen, die sie als die himmlische Jungfrau erkannten. „Täuscht ihr euch auch nicht? fragte Mutter Olimpia besorgt. Doch sie hatte keinen Grund, an der Aufrichtigkeit ihrer Kinder zu zweifeln. Und die Geschichte der Erscheinungen von Fatima hat ihr Recht gegeben.

Bald wurde ihr zur Gewißheit: meine beiden Kinder sind auserwählt. Sie hat unter dieser Auserwählung gelitten. Die wenigen gottseligen glücklichen Stunden, die ihr durch alles das, was nun kam, beschieden waren, lagen eingebettet in Sorgen und Leid und Selbstentäußerung.

Jacinta und Francisco wurden entführt, eingesperrt, qualvollen Verhören unterworfen; der Staat durfte einen Eingriff des Himmels, wie er glaubte, nicht dulden. Welch ein Schmerz für die Mutter, als sie erfuhr: der Bezirksvorsteher hat die Kinder mitgenommen. Zwei schlaflose Nächte mußte sie auf ihre Kinder warten, die durch einen bösen Bubenstreich in den Kerker geschleppt worden waren.

Daß sie viel zu leiden hätten, hatte die himmlische Jungfrau den Seherkindern vorausgesagt. Den kurzen glücklichen Stunden der Erscheinungen folgte die bittere Zeit der Bewährung und der Opfer. Und die Mutter hat das alles miterlebt und mitgelitten.

Ein Jahr nach den Erscheinungen sah Mutter Marto, daß das angekündigte Los der Kinder sich erfüllen würde: schwere Krankheit und früher Tod. Die sogenannte Spanische Grippe warf die beiden Kleinen aufs Krankenlager. Der zehnjährige Junge Francisco starb nach mehreren Wochen eines ganz in Gott ertragenen Leidens. Wie oft saß Mutter Olimpia Marto an seinem Bett! Francisco sprach ihr vom Himmel und immer wieder von der Jungfrau, die er gesehen. Und er sprach ganz großartige Worte, die seine Mutter kaum verstand. Aber sie ahnte, daß ihr Junge begnadet sei, übernatürliche Zusammenhänge schauend zu erkennen, während ihr Mutterherz litt, weil sie seine Schmerzen und seine körperliche Ohnmacht nicht von ihm nehmen konnte.

Ihr achtjähriges Töchterchen Jacinta mußte länger noch leiden als Francisco. Den Jungen hatten sie auf den kleinen Kirchhof hinausgetragen. Wie gerne wäre Jacinta schon mit ihm gegangen, in das Reich der gemeinsam geschauten himmlischen Frau!

Stattdessen kam eines Tages, es war im Sommer 1919, der Doktor und machte Frau Olimpia Marto klar: Die Kleine muß ins Krankenhaus. Wir müssen sie nach Vila Nova de Ourem ins Krankenhaus schaffen. In dem kleinen Hospital der Provinzstadt konnte man Jacinta nicht helfen. Es hatte sich an ihrer linken Seite eine furchtbar schmerzhafte Fistel gebildet.

„Frau Marto, lassen Sie das Kind operieren! Nur eine Operation kann noch Heilung schaffen!“

So packte Frau Marto die Reisetasche und fuhr mit ihrem todgeweihten Kind in die Landes-

Schützer und Fürsprecher

Wir können uns nicht vorstellen, daß Joseph geistig wie ein Fremder neben Jesus und Maria gestanden wäre. Er muß sich Maria geistig verwandt gefühlt haben, vom gleichen Grundzug des religiösen Sinnes und der Lebensideale: wie hätte sonst Maria es bejahen können, das Verlöbnis mit ihm einzugehen?

Wir müssen uns Joseph vorstellen, wie er ruhig und eifrig in der Werkstatt von Nazareth schafft, wie sein Leben friedlich und zufrieden in vertrautem Umgang mit Jesus und Maria hingeht und wie über all seinem Tun und Lassen der stille Glanz einer Liebe verbreitet ist, welche die Erde noch nicht gesehen hatte.

Kein Wunder, daß Theresia von Avila eine große Verehrung für ihn hatte und ihn als Schützer und Vorbild der Beschaulichkeit anrief. So wie er in Nazareth durch seine Arbeit und Sorge das himmlische Leben Jesu und Marias ermöglichte und selbst daran teilhatte, so waltet er mit seiner Fürsprache in zeitlichen Anliegen der Kirche und der Einzelnen, damit das eine Notwendige geschehen kann.

W. Grossouw: Das geistliche Leben

hauptstadt, nach Lissabon. Und es kam der Augenblick der Trennung. Frau Marto konnte sich nicht tagelang in der Stadt aufhalten. Wo sollte sie bleiben? Die arme Bauersfrau aus Altjustrel. Und sie mußte ja auch wieder nach Hause. Der Mann wartete. Die anderen Kinder warteten. Nun mußte Jacinta allein sein. Verwirrt, mit wundem Herzen, mit feuchten Augen, ging Frau Marto durch die weißen Prachtstraßen der Hauptstadt. Nun muß Jacinta allein sein. Allein sterben?

Unter nur örtlicher Betäubung entfernten sie Jacinta an der Seite, an der sich die Fistel gebildet hatte, zwei Rippen. Eine handgroße Wunde blieb. Und es blieben ihr schreckliche Schmerzen. Noch zehn Tage ertrug Jacinta ihre Leiden. Dann bat sie um die letzte Ölung und um die Wegzehrung. Es war an einem Abend gegen 6 Uhr. Der Priester glaubte noch bis zum nächsten Morgen warten zu dürfen. Vier Stunden später aber starb Jacinta. Sie war ganz allein.

. . . Als ich Frau Olimpia Marto vor fünf Jahren zum erstenmal sah, war Jacinta schon mehr als dreißig Jahre tot. Der Name des kleinen portugiesischen Kirchdorfes Fatima war in der ganzen Welt bekannt. Fatima war zum Kennwort einer weltumspannenden neuen marianischen Bewegung geworden. Auf der unfruchtbaren Weidefläche in der Cova da Iria bei Fatima, dort wo die Kinder beim Hüten ihrer Schafe die heilige Jungfrau gesehen hatten, war eine prächtige Basilika emporgewachsen, die an äußeren Maßen größte Kirche Portugals, war der große weiße Platz entstanden, auf dem sich an bedeutenden Festtagen bis zu einer Million Pilger versammeln.

Eine halbe Stunde davon entfernt aber liegt noch der Weiler Aljustrel mit seiner Handvoll armseliger Häuser. Als ich Frau Marto damals sah, führte sie mich in das dunkle Haus mit den viel zu kleinen Fensteröffnungen und zeigte mir die Küche, wo im offenen Herd das Feuer brannte. Wie arm war sie geblieben! Die Verehrer von Fatima hätten ihr jede Annehmlichkeit geboten. Sie hätte im Wohlstand leben können, in einem neuen Haus in Aljustrel oder in Fatima, oder irgendwo sonst in Europa oder in Amerika. Doch sie ist mit ihrem Mann in der angestammten Heimat geblieben, in den armen Verhältnissen eines portugiesischen Landmannes, der ein Haus, so klein wie eine Hütte, ein Streifchen Land, ein paar Ölbäume und ein paar Schafe und den Glauben hat.

Die reichste Klosterschwester der Welt

Im Alter von 97 Jahren starb in den Vereinigten Staaten die General-Superiorin der Sakramentswestern für die Indianer- und Neger-Mission, Mutter Katharina Drexel. Sie war in Amerika als die „reichste Klosterschwester der Welt" bekannt; denn Mutter Katharina bezog ein Einkommen von 1000 Dollar am Tag und gab den gleichen Betrag täglich aus — für Schulen, Heime und andere Missionsaufgaben.

Sie selbst bewohnte ein ärmliches Zimmer im Mutterhaus ihrer Kongregation in der Nähe von Philadelphia. Von hier aus leitete sie die Tätigkeit zahlreicher Missionszentren und Schwestern für unzählige von Studenten und Waisen in allen Teilen des Landes.

Katharina Drexel stammt aus einer der wohlhabensten Familien Philadelphias. Ihr Vater galt als einer der einflußreichsten Finanziers Amerikas. Als er im Jahre 1885 starb, hinterließ er ihr ein Industrievermögen von 7,5 Millionen Dollar, das ihr 1000 Dollar täglich Tageseinnahme brachte. Dennoch trat sie im Mai 1889 in die Kongregation der Barmherzigen Schwestern ein. Wie jede andere Schwester verrichtete die Millionärin zwei Jahre lang gewöhnliche Arbeiten, fegte Krankenzimmer, scheuerte Treppenflure und wusch Krankenhauswäsche. Am 12. Februar 1891 gelobte Schwester Katharina Armut, Keuschheit und Gehorsam und gründete mit 13 Mitschwestern eine eigene Kongregation der Sakramentsschwestern für die Indianer- und Neger-Missionen.

Das bekannteste der 73 von der Kongregation eingerichtete Institute ist die Xavier-Universität in New Orleans, die erste katholische Universität für Neger in den Vereinigten Staaten. Millionen von Dollars gab Mutter Katharina für solche Zwecke aus. Die geltende Einkommensteuer-Regelung wurde für sie geändert. Das Parlament erließ in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg eine Novelle zum Einkommensteuergesetz, wonach Einkommen dann steuerfrei bleiben, wenn zehn Jahre lang mindestens 90 Prozent dieser Einkünfte für caritative Zwcke verwandt wurden. Mutter Katharina Drexel beschloß ein Leben, das reich und doch arm, arm und doch reich war.

Der heilige Bruder von Parzham

Ein Engel des allerheiligsten Altarsakramentes

Ein Brief!

Am 6. Oktober 1873 lag der ansehnliche Venushof in Parzham in besinnlicher Pracht und Stille des fahlen Frühherbstes. Die Getreide- und Heuernte war längst eingebracht, und fröhliche Scharen der Landsleute tummelten sich da und dort auf den braunen Äckern zur Kartoffelernte. Auf eingefriedeten Weiden brüllte behaglich prächtiges Rottaler Vieh, und feurige Pferde, der Stolz der behäbigen Bauern, jagten über die Triften.

Über eine Unzahl von Faltern und Stiegeln nahte langsam der Briefbote, schritt, ohne auf die Hühner und Enten zu achten, quer über den Hof und warf einen prüfenden Blick durch die niedrigen Fenster in die reinliche Wohnstube. Ohne anzuklopfen öffnete er die Türe, übergab mit freundlichem Gruß einen Brief und setzte alsbald seinen Weg fort.

Eine Jungfrau in den Sechzigern befand sich allein in der Stube. Sie näherte sich mit dem Brief dem Fenster, las sorgfältig die Adresse, nahm von ihrem Strickzeug eine Nadel und öffnete vorsichtich die Hülle.

Sie kannte die Schrift und eine heilige Ehrfucht durchzitterte sie.

Von Bruder Konrad kam der Brief; ach, allzuselten kam eine Nachricht von ihm, dem Lieblingsbruder, der vor mehr als 20 Jahren zu den Kapuzinern gegangen war und nun im heiligen Altötting das schwierige Amt eines Klosterpförtners versah. Merkwürdige Dinge meldete man von dem erstaunlichen Gebetsleben des fünfundfünfzigjährigen Mannes. Gleichwohl!

Als sie erwartungsvoll den Brief öffnete, ahnte sie nicht, daß eben dieser Brief einst nach Rom geschickt werden müsse, daß er in die italienische Sprache übersetzt und gedruckt werden würde, daß er mit anderen Briefen eine Urkunde der Heiligkeit sein sollte. Einige Stellen aus dem Briefe will ich, der Schwester über die Schulter blickend, vorlesen.

Altötting 3. Oktober 1873

„Mir geht es immer gut, ich bin immer glücklich und zufrieden in Gott. Ich nehme alles mit Dank vom lieben Himmelsvater an, seien es Leiden oder Freuden, er weiß wohl, was besser ist für uns, und so bin ich immer glücklich in Gott.“

„Ich bemühe mich, Gott recht zu lieben, Ach, das ist so oft mein einziger Schmerz, daß ich ihn so wenig liebe. Ja, ich wünsche so recht ein Liebesseraph zu sein, ich wollte alle Geschöpfe einladen, mir meinen Gott lieben zu helfen: ich muß schließen, ich komme sonst zu weit. Die Liebe hat keine Grenzen, ich würde noch viel zu schreiben haben, ich habe keine Zeit mehr. Das Glöcklein ruft mich bald aufs neue zum Lobpreis Gottes.“

Bruder Konrad.

Ja er ist „glücklich in Gott“, wiederholte die Schwester halblaut, und sinnend hielt sie den entfalteten Brief auf ihrem Schoß. Frater Konrad, geboren 1818, war das neunte Kind von 10 Geschwistern gewesen, Johannes Evangelist wurde er in der Taufe genannt und war immer „glücklich in Gott.“ Wie hat er schon als Schulknabe gerne gebetet! Wann hat man sonst je einen Schulknaben allein gehen sehen, den Rosenkranz in der Hand, die Kameraden meidend, und immer betend? Und wie er heranwuchs als junger Bursche, wie unterschied er sich so ganz und gar von anderen Burschen seines Alters! Die Leute nannten ihn einen Engel.

Die Schwester hob den Brief zu ihren Augen empor, hielt ihn mit beiden Händen weit von sich und las weiter:

Dann folgte noch eine Nachschrift, welche der Schwester die Tränen in die Augen trieb:

„Bete für mich.“ —

*

In der Welt

Ach ja, er war immer, wie einst, schweigsam, kurz in der Rede, immer rasch abbrechend und mit der Aufforderung zum Gebete schließend! Seit er als zweiundzwanzigjähriger Bursche an der Mission zu St. Anna bei Ehring an Inn teilgenommen und wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit an Wallfahrtspriester Herrn Dullinger von Aigen einen Seelenführer gefunden hatte, ging er wohl alle 14 Tage den fünf Stunden weiten Weg nach Aigen, um zu beichten. Gewöhnlich ging er barhaupt, den Hut in der Hand oder unterm Arm. Die Leute staunten, wenn sie ihn Tag für Tag bei jeder Witterung in die heimatliche Pfarrkirche von Weng zur hl. Messe eilen sahen, nachdem er in aller Frühe aufge-

standen war, um die pflichtmäßigen Stallarbeiten zu besorgen. Oft stand er dann wartend und betend vor verschlossenen Türen. Fast immer hielt er den Rosenkranz in der Hand, selbst bei der Arbeit, die er hurtig, mit jugendlicher Kraft verrichtete.

Wundert euch das, liebe Leser? Nun ja, wie andere fluchen oder unkeusche Reden führen, während sie ungeduldig ihre Hand bei der Arbeit haben, so hat hinwiederum Johannes gebetet, immer gebetet. Neben dem Fuhrwerk schritt er betend einher, den Hut unterm Arm, die Peitsche in der Rechten, den Rosenkranz in der Linken, die Begegnenden mit einem „Gelobt sei Jesus Christus" grüßend! „Ein Engel", sagten die Leute und schwiegen.

Der starke Arm Gottes hatte ihn als ein Licht in die Welt gestellt, damit alle staunten und aufschauten.

Die Sonn- und Festtage vor allem waren der inneren Erbauung gewidmet. Wenn Johannes dem Gottesdienst beigewohnt hatte, kam er innerlich erneut, mit größerer Seele zurück. Er kam nicht zu spät, stand nicht plaudernd vor der Kirchtüre, wartete nicht langweilig auf das letzte Zeichen, sondern erschien voll Eifer und Andacht als der erste. Und wenn ihn die Leute so beten sahen, ganz der Welt entrückt, dann war ihnen dieser Anblick eine Predigt. Am Sonntagnachmittag pflegte er den Gottesdienst in Birnbach zu besuchen, wo er ganz vorn auf der Evangelienseite sich seinen Platz gewählt hatte. Dort betete er noch lange, nachdem die letzten Kirchenbesucher sich zurückgezogen hatten, gleich als könnte er sich von der heiligen Stätte nicht trennen. „Gehst du jetzt nicht ein wenig in das Wirtshaus?" fragte ihn einmal eine wohlwollende Person, die ihn lange hatte beten sehen. „Du bist jetzt schon lange in der Kirche gewesen und bei der Hitze!" Er lehnte bescheiden ab.

Ihm war das Beten eine Leidenschaft.

In aller Frühe sah man ihn bisweilen vor der Pfarrkirche, wenn die Kirchtüren noch lange verschlossen waren, in tiefster Andacht vor dem Portale knien und beten.

Menschen, die viel beten, sind immer leidenschaftliche, großzügige Naturen.

Ein Pfarrer erzählte mir, daß, als neben seinem Pfarrhof vorbei eine neue Eisenbahnlinie gebaut wurde, das beständige Fluchen der Arbeiter widerwärtig anzuhören gewesen sei. Vor allem war ein aufgeregter Ingenieur dabei, der beim geringsten Mißlingen in rohestes Fluchen ausbrach. Einmal aber geriet der Schwächling ganz außer sich und wußte sich in rasendem Zorn gar nicht mehr zu fassen.

Was tat er?

Er kniete nieder. Mitten auf den Schienen kniete er, faltete seine Hände und hob sie zum Himmel auf — mit einem Lästergebet. Wenn es einen Gott gibt usw.

Mit Ekel und Mitleid blickten wir auf so ein Kreatürchen.

Und doch können wir von dem Feigling etwas lernen.

Seht, wie er so dakniet, fühlt er selbst, daß der rasende Zorn nicht die höchste Äußerung der Leidenschaft ist, daß vielmehr das „Zum-Himmel-Beten mit gefalteten Händen" eine Überbietung der rasenden Leidenschaft sei.

Leidenschaftliche Menschen glühen in großen Begierden.

Wann hat der Mensch größere, feurige Begierden, als wenn er um seine Sache betet, viel betet?

So urteilt selbst ,ob der junge Johannes, der auf Wegen und Stegen zu beten pflegte, der nicht bloß morgens, mittags und abends, nicht bloß beim sonntäglichen Gottesdienst und beim täglichen Besuch der hl. Messe, sondern jederzeit und überall sein Herz zu Gott erhoben hatte und innigst betete, nicht in Wahrheit ein großer, leidenschaftlicher

Wert und Unvert des Geldes

Das Geld hat an und für sich gar keinen Wert, aber es ist etwas sehr Gutes für den, der es richtig anwendet. — Für Geld kann man alles haben, so heißt es. — Nein, das kann man nicht. —
Kaufen kann man sich Essen, aber keinen Appetit —
weiche Kissen, aber keinen Schlaf —
Gelehrsamkeit, aber keinen Witz —
Glanz, aber keine Behaglichkeit —
Zerstreuung, aber keine Freude —
Bekannte, aber keine Freundschaft —
Diener, aber keine Treue —
Vergnügte Tage, aber keinen Frieden.
Die Hülle all dieser Dinge kann man für Geld erlangen, den Herrn aber nicht, der ist für Geld nicht zu haben.

Arne Garbord, Norwegen

Mensch gewesen sei. Er war eine Persönlichkeit so einzigartig, daß sie die gerechte Bewunderung aller verdiente. Wenn ein geistvoller Mann schrieb, er bete zu Gott, daß er das in der Schule Gelernte möglichst vergesse und mit allen andern Menschen möglichst wenig gemein habe, um desto mehr eine volle Eigenpersönlichkeit zu sein, dann muß man staunend gestehen, wie dieser junge, ungelehrte Bauernbursche in demütigstolzer Weltverachtung seine stillen Gebetswege ging, an den Volkshaufen vorbei, an die weihevollen Gebetsorte. Was kümmerte ihn, den jungen Christusschüler, die Schulweisheit der Welt? Was kümmerte ihn das Tun und Treiben der Altersgenossen? Es war ein ganzer Mann und sprach voll Ruhe sein Nein!

Glücklicher Johannes! Einen Engel nannte man dich? Wohlan, steige höher empor, tritt ein in den Engelsorden des seraphischen Vaters. „Ich möchte so recht ein Leidensseraph sein", schrieb er 23 Jahre nach seinem Eintritt an seine Schwester. Sind das nur Worte gewesen, die sinn- und gedankenlos als Widerhall schlecht verstandener Lesungen und Betrachtungen, mehr fromm-gewohnheitsmäßig sich in die Feder eines Mittelmäßigen einschlichen.

*

Im Kloster

31 Jahre alt, nachdem er alle Hindernisse tapfer überwunden hatte, verließ Johannes, der „Venus-Mansl!", wie ihn die die Leute nach dem Hausnamen nannten seine unverheirateten Geschwister und ging in das Noviziat der Kapuziner nach Laufen, wo noch heute der Geist des heiligen Bruders in den stillen Gängen des Noviziatsklosters wohnt. Nach Ablegung der ewigen Gelübde wurde er alsbald nach Altötting versetzt, um ein Vertrauensamt zu bekleiden, das einen ganzen Ordensmann voraussetzt. Das Amt des Pförtners im Hauptkloster sollte er versehen, der einst so stille, schüchterne, bescheidene Bauernbursche, der eben aus dem Noviziat gekommen war. Der Bruder Pförtner, der an der Pforte wohnt und in stiller Gemessenheit, unzerstörbarer, liebevollen, gebetstiefer Seelenruhe den Verkehr der großen Welt vermittlt, ist gewissermaßen Repräsentant des Klosters. Hatten sich die Oberen nicht doch in der Wahl vergriffen? zweifelten manche älteren Mitbrüder. Sollte der Ordensmann von noch nicht zwei Ordensjahren schon an der Pforte von Altötting stehen und den bisweilen gewaltigen Verkehr mit sicherer, zurückhaltender Führerhand bemeistern und vermitteln? Selbst die ersten Guardiane schwankten: Beim öffentlichen Schuldkapitel, als Bruder Konrad mit den übrigen Mitbrüdern demütig auf den Knien lag, schleuderte ihm ein scharf-temperamentvoller Oberer, um ihn zu prüfen, wie einen zündenden Blitzstrahl das herbe Tadelswort zu: „Und Bruder Konrad, den man nur aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen usw." Ist es hart gewesen Bruder Konrad?

Bruder Konrad, der angesehene Bauernsohn, hörte mit innerem Seelenjubel die Worte der Verachtung, küßte dankbar den Boden und sagte, der Sitte gemäß: „Eure heilige Liebe sei um Gotteswillen." — Hat man ihn jemals so strahlen sehen?

Ja, heilige Liebe war es gewesen.

Dieser gleiche Obere hat eigens für Bruder Konrad in der Alexiuszelle unter der Stiege das Fensterlein erweitern lassen, damit er von dort aus nicht bloß auf die Evangeliumseite des Hochaltares, sondern auch unmittelbar auf den Tabenakel hinsehen konnte.

*

In der Alexiuszelle

Kennst du die Legende des heiligen Alexius? Wie er, der einzige Sohn reicher, angesehener Patriziersleute in Rom in der Hochzeitsnacht auf Gottes Antrieb die unberührte Braut verließ und 17 Jahre lang als armer Pilger von Heiligtum zu Heiligtum wallfahrtete, bis er endlich unerkannt nach Hause zurückkehrte und wiederum 17 Jahre mit Erlaubnis der frommen Eltern, die ihren veränderten Sohn nicht erkannten unter der Stiege wohnte, bis er von Liebessehnsucht nach dem Himmel starb mit der Rolle in der Hand, in welcher die Nachricht stand: „Ich bin Alexius, euer Sohn."

Man hat den Tabernakel selber eine Alexiuszelle genannt, weil der Heiland auch, wie Alexius, unerkannt als fremder Pilger unter uns wohnt. Im alten Kloster St. Anna aber schlug Bruder Konrad während des Tages seine Wohnung in der kleinen, dunklen Alexiuszelle auf, die unter der Stiege eben nur einen einzigen Mann, der keine Ansprüche machte, bescheiden zu fassen vermochte. Fromme Andachtsbilder vom Leiden Christi und der hl. Mutter Gottes hatte er an den Wänden befestigt.

Von dort aus, durch das Fensterlein, das auf den Tabernakel ging, verkehrte er mit dem Heiland. Dort kniete er frei, seiner Gewohnheit gemäß, ohne sich anzulehnen, die Augen auf den Tabernakel gewendet, der Aufträge des Heilandes geharrend.

Da läutet es an der Pforte.

Sofort erhebt sich Bruder Konrad, ruhig, leise, das Rosenkränzlein in der Linken.

Wer mochte es sein?

Am Holzkreuz des Glockenzu-

ges zogen während des Tages bisweilen mehrere Hunderte an. Fremde baten um Auskunft, Kinder bettelten Brot, Arme erbaten ein Almosen, durchziehende Handwerksburschen verlangten ein warmes Essen, einen Trunk Bier mit einem Stück Brot, Pilger erbaten sich einen Beichtvater, Besucher kamen in das Sprechzimmer, heimkehrende Patres und Brüder läuteten zum Öffnen, fremde Priester suchten Einlaß. Schüchtern schlug bisweilen die Glocke an, kaum hörbar, von ängstlicher Hand bescheiden bewegt. Dann wieder klang sie kräftig, fordernd und zuversichtlich, ja stürmisch, zwei-, dreimal unmittelbar nacheinander, das ganze Haus erregend, ungeduldig, enmaßend und zornig.

Bruder Konrad sollte Seraphsflügel haben.

Engelsflügel hat er nicht, aber Engelsliebe. Wer recht zu beten weiß, weiß recht zu lieben und zu handeln.

Etliche Pilger stehen an der Pforte und fragen, ob nicht ein bestimmter Beichtvater in die Kirche kommen wolle. Mit heimlichem Staunen betrachten sie den mittelgroßen, stillen Ordensmann, in dessen Blick der Himmel ist.

Kaum hat Bruder Konrad sich zehn Schritte entfernt, ruft ihn schon wieder die stürmische Glocke mit heftigem Anschlag zurück. Denn alle 4 Temperamente hat die Pfortenglocke, das stille und sachte, wie das heftige und leidenschaftliche.

Wer ruft so ungestüm und gebieterisch?

Etliche Kinder stehen da. Ihnen pressiert es immer am meisten, sie haben nie Zeit zum Warten. Bruder Konrad richtet etliche ernste Worte an sie, und läßt sie langsam und schön andächtig das Vaterunser sprechen, ehe sie ihr Stück Brot erhalten und flink wie Vöglein davonhuschen.

Je mehr der Vormittag voranschreitet, desto öfter geht die Glocke, desto kürzer werden die Augenblicke der Liebeseinsamkeit mit Gott in der Alexiuszelle. Aber wer wie Bruder Konrad, den Heiland ganz versteht, der geht, den Heiland im Herzen, voll Begeisterung fort, wenn der Heiland einen Auftrag gibt.

Die große Stunde des Tages war die Mittagsstunde von 12–1.

Bruder Konrad hatte Gäste. Und der tiefe Denker und Beter der Alexiuszelle erkannte in all diesen Armen den lieben hochheiligen Heiland. Große Suppenkessel schleppte der edle Mann herbei, von Eifer und Liebe erfüllt, zum Staunen aller, noch in seinen siebziger Jahren. Doch vor allem das Beten nicht vergessen! Er selber betete vor. Und alles betete schweigend mit und hernach mit lauter Stimme nach. Dann wurden die Brüder und Schwestern Christi bedient, voll Ehrfurcht und heiliger Wonne.

Christus selber war bei Bruder Konrad an der Pforte der Armen.

Oder war er es nicht?

Wie sagt der berühmte Bruder Ägidius, der auch ein Heilandshochschüler gewesen und in der Heilandsschule tiefe Gottesglaubenswissenschaft gelernt hat?

„Wer sich aus Liebe zu Gott von allen besiegen läßt, der ist der Herr der Welt."

Bruder Konrad! Gestatte, daß wir mit ehrerbietiger Freude dir die Hand drücken. Weil du dich um Gottes Willen besiegen ließest, drum bist du ein Herr.

(Fortsetzung folgt)

MISSIONSSONNTAG

Pflicht für jeden Katholiken der Welt

Aufruf zum Weltmissionssonntag von Erzbischof Sigismondi, Sekretär der Päpstlichen Kongregation der Glaubensverbreitung

Über unseren kleinen täglichen Sorgen und über denAnliegen des Gottesreiches in der eigenen Heimat dürfen wir nie den Blick für die große Weltkirche verlieren. Vor allem am Weltmissionssonntag muß unser Beten und unser finanzielles Opfer der Weltmission gehören. Der Leiter des Päpstlichen Missionswerkes in Rom hat aus diesem Anlaß einen dringlichen Auruf erlassen, den wir im folgenden bringen.

Der Weltmissionssonntag erinnert uns nochmals an unsere Pflicht, an der Verbreitung der Kirche inmitten der Völker mitzuarbeiten, welche die Lehre unseres Herrn Jesus Christus nicht kennen. Wenden wir unseren Blick der geographischen Karte zu, und wir sehen, daß das Missionsgebiet in verschiedenem Maß sich auf alle Erdteile, insbesondere auf Afrika, Asien und Ozeanien ausdehnt. In diesen Territorien leben etwa eineinhalb Milliarden Menschen, die in überwältigender Mehrheit Heiden sind. Es gibt erst wenige, zu wenige Katholiken. Die Bevölkerung Asiens stellt 53 v. H. der Erdbevölkerung dar, und die Katholiken bilden davon nur 2,3 v. H. Die Einwohner Afrikas machen 8 v. H. der Erd-

bevölkerung aus, und auf diese entfallen nur 8,5 v. H. Katholiken. Die Bewohner Ozeaniens bilden 5 v. H. der Erdbevölkerung, von denen 20 v. H. Katholiken sind einschließlich der Bewohner der Philippinen-Inseln.

Es sei zudem festgestellt, daß die Bewohner dieser drei Kontinente in ständiger Zunahme begriffen sind, wobei sie höhere Geburtenziffern aufweisen als die der anderen Erdteile. Außerdem weisen sie sehr reiche Quellen an Rohstoffen auf und gewinnen ein stets wachsendes Bewußtsein der eigenen Kraft. Durch ihre materielle Macht wird auch ihre heidnische Gedankenwelt eine Verstärkung erhalten und dem Eindringen des Katholizismus noch mehr Hindernisse zur Überwindung entgegensetzen.

Man füge die Verfolgungen hinzu, die in China und in einem erheblichen Teil von Vietnam die Organisation der Kirche zerstören und die Katholiken zerstreuen. In anderen Gegenden fehlt es nicht an Strömungen, welche die übernatürlichen Ziele der Missionstätigkeit in falsches Licht setzen, oder sie geradezu mit Gewaltmitteln zu behindern suchen.

Das ist in Kürze das Rundgemälde, welches uns das Missionsfeld darbietet. Es fehlt nicht an Licht, aber es mangeln auch nicht die Schatten, besonders wenn wir unseren Blick auf Asien heften. — Die Katholiken der ganzen Welt mögen nicht gleichgültig bleiben, und ein jeder möge die Pflicht zur Mitarbeit am Triumphe Christi inmitten aller Völker empfinden, indem er die heldenhaften Boten des Evangeliums durch das Gebet unterstützt. Leider sind dieser großmütigen Seeleneroberer wenige. In China gibt es nurmehr etwa 50 fremdländische Missionare, die entweder im Gefängnis oder verhaftet in ihren eigenen Häusern sind. In den übrigen von der Päpstlichen Kongregation der Glaubensverbreitung abhängigen Ländern beziffern sich die ausländischen und die eingeborenen Missionare auf fast 25 000. Das ist viel zu wenig, um die Bekehrung der Masse der Ungläubigen herbeizuführen.

Das katholische Volk, das sich seit Jarhunderten der Wohltaten der Erlösung Christi erfreut, möge in diesen Tagen der Erinnerung an seine eigene missionarische Verpflichtung tiefer über die Notwendigkeit nachdenken, mehr Arbeiter für den Weinberg des Herrn zu stellen. Das katholische Europa hat den Missionen nur 14 151 Geistliche geschenkt, und Amerika hat 1824 entsandt. Wenn wir auch die edelmütigen Anstrengungen der europäischen und amerikanischen Katholiken angesichts der schwierigen Aufgabe, die zu Ende zu führen ist, anerkennen, können wir doch nicht davon absehen, ihnen in Erinnerung zu bringen, daß von der Zukunft des Werkes der Glaubensverbreitung großenteils die Wirkkraft des Missionsapostolates abhängen wird.

Die Bischöfe und alle Katholiken mögen einmütig ans Werk gehen, damit die Mittel zur Verfügung des genannten Werkes immer ausgedehnter und großzügiger werden, und damit die Zahl der Glaubensboten wachse und sich vervielfältige. Aus unserem Bistümern müssen die Missionare ausziehen, um die Völker zu bekehren, und deshalb müssen alle Gläubigen vom ersten bis zum letzten sich verantwortlich fühlen für eine so heilige und schöne Sache. Wenn die Freigebigkeit der Katholiken in der Vergangenheit groß war, möge sie noch größer in der Zukunft werden, weil die Anforderungen des Missionsapostolates unvermeidlich sind.

Für die Missionen möge das Gebet aller inbrünstiger, die Sorge für die Missionsberufungen beharrlicher, und die Spenden mögen reichlicher werden.

Auf diese Weise werden die alten Christengemeinden Europas und Amerikas ihre ganze Lebenskraft dadurch erweisen, daß sie in noch reichlicherem Maße das Personal und die Mittel beschaffen, derer die heilige Schlacht der Gewinnung der Völker für Christus so sehr bedarf. —

Glorreicher Rosenkranz

Als Jesus aus dem Grab erstand,
des Todes Macht ein Ende fand.
Zum Himmel fuhr der Herr hinan
und hat die Tür uns aufgetan.
Im Feuer kam der Heilige Geist,
der uns den Weg zum Himmel weist.
Es führt der Herr die Mutter sein
zu sich in seinen Himmel ein;
geleitet sie zum Vater hin
und krönet sie zur Königin.

Hugo Lerch

Aus der Katholischen Welt

Roma (Basutoland), Erweiterung des Lehrplans am Universitätskolleg — Zwei neue Lehrstühle, einer für Naturwissen'kaften, der andere für Erziehungswesen, wurden mit Beginn des neuen akademischen Jahres am katholischen Universitätskolleg "Pius XII." zu Roma im Basutoland erriktet. Das Universitätskolleg, das von der südafrikanischen Bischofskonferenz im Jahre 1945 gegründet und von Mgr. Hermann Joseph Meysing OMI, damaligem Apostolischen Vikar von Kimberley, feierlich eröffnet wurde, wird von Oblaten geleitet und ermöglicht schwarzen Studenten eine akademische Laufbahn.

Zwei neue Bistümer in Indien — Papst Pius XII. erhob die beiden indischen Apostolischen Präfekturen Jabalpur und Jhansi zu Bistümern. Die bisherigen Apostolischen Präfekten von Jabalpur, P. Konrad Dubbelmann O. Pralm, P. Franz Xaver OMF Cap. von Jhansi, übernahmen als Bischöfe die Leitung der neuen Diözesen.

"Boys Town" in Indien gegründet — Eine "Boys Town" nach amerikanischem Vorbild wurde in Conchin (Südindien) in Anwesenheit von Ministerpräsiden Pandit Nehru eröffnet. Dem Patronatskomitee gehören u. a. Weihbischof Fulton Sheen (New York), der Filmstar Bing Crosby (Hollywood) und der indische Gesundheitsminister Amrit Kaur an. P. Chiramall, der Leiter des Heims, fand die Unterstützung der amerikanischen Pestalozzi Gesellschaft und die Hilfe des indischen Staates. In der Jungenstadt sollen im Laufe der Zeit 250 elternlose Jugendliche ohne Rücksicht auf Rasse, Religion und Kaste eine neue Heimat finden. Neben der handwerklichen Ausbildung wird den Jugendlichen auch ein guter Einblick in die Fragen des öffentlichen Lebens vermittelt.

Hinduismus dringt vor — Wie der indische Korrespondent von "Christian Century" mitteilt, gibt es in Indien seit Jahren da und dort "Heimkehrer" zum Hinduismus. Die Bewegung begann vor etwa zehn Jahren in Südindien und dauert noch an. Tausende von Angehörigen der untersten Klassen, die sich einst dem Christentum zuwandten, kehrten wiederum zum Hinduismus zurück. Orthodoxe Hindus (Verehrer Buddhas) im Bezirk Poona (Indien) suchen für eine Bewegung des "Passiven Widerstandes", die sich gegen den Aurenthalt nichtindischer Missionare in Indien richtet, Anhänger zu gewinnen. Man plant, in erster Linie an den bekannten Missionszentren dieses Landes Versammlungen abzuhalten.

Keine Behinderung von Missionaren in Indien — Die katholischen Missionare hätten keinerlei Beschränkungen ihrer Tätigkeit zu gewärtigen, erklärte der Staatspräsident von Indien, Dr. Rajendra Prasad, vor mehreren tausend Gläubigen in einer katholischen Kirche in Mysore. Indian halte sich an sein Ideal und die Überlieferung der religiösen Duldung. Der Präsident erkannte die Leistungen der Missionare für ganz Indien an und rief die Gläubigen aller Religionen auf, die Einigkeit unter sich zu festigen. Seit alters habe Indien die Verkünder anderer Religionen willkommen geheißen. Diese Tradition sei auch heute noch oberstes Gesetz der indischen Religionspolitik. In einem monatlichen Rundbrief an die Provinzialkomitees der Kongreßpartei griff Ministerpräsident Pandit Nehru erneut das Thema der religiösen Minderheiten auf und forderte, daß alle Inder ungeachtet der Religionszugehörigkeit stets des Ideals der Einigkeit aller Bürger eingedenk sein sollten. "Unser Staat ist ein Laienstaat; das bedeutet Religions- und Gewissensfreiheit", schreibt Nehru.

Auf die Frage der ausländischen Missionare eingehend, äußerte sich Nehru, daß jede Religion in Indien die Freiheit habe, ihren Glauben bekanntzumachen und zu verbreiten. Jedoch müßten dabei gewisse Voraussetzungen beachtet werden. Was die ausländischen Missionare angeht, so sei dies keine religiöse sondern eher eine politische Frage, nämlich die der Erteilung von Einreisegenehmigungen. Zu dem in letzter Zeit wiederholt in der Öffentlichkeit aufgegriffenen Thema der katholischen Missionen in Indien nimmt die katholische Zeitung "The News Leader" in Madras (Indien) Stellung und berichtet von einem Leitartikel in der Moskauer "Prawda". Die russische Zeitung äußert sich nach Berichten von "The News Leader" lobend über die Agitation gegen die Missionare in Indien und gratuliert der indischen Regierung, daß sie "diese Form des westlichen Imperialismus erkannt habe."

Die katholische indische Zeitung stellt abschließend fest, der Kommunismus sei der größte Nutznießer einer Beschränkung der Tätigkeit katholischer Missionare in Indien. "Wenn das indische Volk seine Verteidigung gegen den Kommunismus verstärken will, dann muß es das Christentum noch mehr willkommen heißen und ihm nicht Widerstand leisten."

Christen leben in Angst — Wie der "Examiner" Indiens älteste katholische Zeitung, schreibt, leben die Christen Indiens gegenwärtig in Angst. "Wir haben :eine Stimme in irgendeinem Rat, 'ei es in Verwaltung oder Gesetzgebung, selbst wenn die Entscheidungen über unsere persönlichen, religiösen Erziehungsrechte getroffen werden. Wir müssen eine Regierung unterstützen, die mit einem Federstrich Dinge abgetan hat, die in Ländern der Verfolgung erst nach Jahren zustande kamen . . ." Die Zeitung nannte nicht direkt den Streit, der gegenwärtig um die ausländischen katholischen Missionare in Indien tobt; aber man nimmt an, daß dies der Hauptgrund für diese drastische Äußerung ist.

Indien weist erneut Missionare aus — Ohne nähere Begründung haben die indischen Behörden den 32 Jahre in den indischen Missionen tätigen P. Konstanitnus, den Superior des St. Josephsklosters, aus Indien ausgewiesen. Es ist bereits der dritte Missionar, der seit dem vergangenen Jahr des Landes verwiesen wurde.

Die reiche und schoene Braut eines Heiligen

Zum Fest des hl. Franz von Assisi von Dr. Max Rößler, Würzburg

Es waren Journalisten, Theologen, Politiker, die zu einer Arbeitstagung sich zusammengefunden hatten und sich nun Gedanken machten: Wo stehen wir? Was fehlt unserer Zeit? Worauf kommt es an? Sie sprachen vom Frieden und seiner Gefährdung, sie sprachen von der Freiheit und ihrer Bedrohung. Und sie kamen zu jener Einsicht, die uns alle angeht: Wie soll eine Welt im Frieden leben, wenn der Mensch in sich keinen Frieden hat. Wie sollen Völker in Freiheit leben, wenn der Mensch innerlich nicht frei ist.

Was heißt das: Ein Mensch ist innerlich voll Friede und ist innerlich frei? Darf ich's Ihnen, lieber Hörer, an einer Gestalt zeigen, an einem wunderbaren Menschen, an dem wir sehen können, was Gott eigentlich gemeint hat, als er den Menschen plante und erschuf. Von jenem überaus liebenswürdigen Heiligen möchte ich Ihnen erzählen dürfen, der das Evangelium so wörtlich ernst genommen und wahr gemacht hat in seinem Leben, vom heiligen Franz von Assisi.

In seiner Jugend, nun, da war er beinahe ein Stutzer, ein Angeber, farbenbunt, prahlerisch, auffallend gekleidet. Er konnte sich's auch leisten als Sohn eines reichen Tuchhändlers. Und zudem war er wirklich ein netter Kerl, schlank, keck, von guten Manieren, allzeit für einen Spaß, für einen Streich zu haben, ein zuverlässiger Kamerad. Und wenn seine Augen manchmal von Melancholie umschattet schienen, nun den Mädchen gefielen sie dann umso besser. Und seine Eitelkeit merkte das wohl. Auch war er ehrgeizig, wollte Ruhm erlangen, und so rüstete er sich als Jüngling, um gegen Süden zu ziehen und unter dem Befehl eines Ritters in kühnem Gefecht Ehre und Ansehen zu erwerben. Sehen Sie, lieber Hörer, da ereignete sich, es war in Spoleto, ein seltsamer Dialog. Eine Stimme drang nachts ins Herz des Schlafenden: Wohin Franz? — Nach Apulien, um Ritter zu werden. — Und wieder eine Frage: Wer kann dir Besseres tun: der Herr oder der Knecht? — Antwort: Der Herr. — Und wieder eine Stimme: Warum verläßt du um des Knechtes willen den Herrn? — Die Antwort: Was willst Du, Herr, das ich tun soll? — Kehre zurück, sagte die Stimme, in deine Vaterstadt. Dort wirst du erfahren, was du tun sollst.

In dieser Stunde leuchtete jene Erkenntnis in ihm auf, die ihn später Nächte hindurch stammeln ließ: Mein Herr, mein Gott, mein Alles. Dieser Mann war so, daß Erkenntnis auch schon Entscheidung bedeutete. Und so war dies nicht nur sein Gebet, sondern die Hingabe seines Lebens: Mein, Herr, mein Gott, mein Alles. Der Kriegsschauplatz mit klirrender Heldentat, sein Roß, seine Rüstung, sie waren ihm sinnlos geworden. Er kehrte nach Assisi zurück und lauschte angestrengt, gesammelt, gespannt auf den Befehl seines Herrn.

Noch einmal sammelt er an üppiger Tafel seine Freunde. Aber seht, er war nicht mehr der muntere, ausgelassene Geselle, er war versonnen, befangen, innerlich abwesend. „Verliebt ist er!" triumphierten die Genossen. „Sag, wer ist die Holde, die du erkoren?" Und da Franz aufstrahlend: „Ja, ich habe eine Braut, so vornehm, so reich, so schön, wie ihr noch keine gesehen." Die ihm dabei vor Augen stand, das war die Armut, die glanzlose, graue, bittere, von Staub und Asche, von Wunden und Aussatz bedeckte Armut. Ihr Troubadour wollte er werden, um ihre Minne wollte er werben, inniger, unbedingter, glühender als je ein Ritter um seine Dame geworben. In ihrem Dienst ging er nun zu den Armen und wurde selber einer. Eine Macht von jenseits war in sein Leben getreten und sein Leben ließ sich von ihr erfüllen. Und nun wurde alles anders. Das satte Wohlleben, den Prunk, die Pracht, die Bequemlichkeit, das Bedientwerden, auf einmal ekelte ihn davor, und er floh dorthin, wovor es ihm sonst graute: zum Stöhnen der Armen, zu den eiternden Wunden der Aussätzigen. Später schrieb er es in seinem Testament: „Also verlieh der Herr mir, Bruder Franz, mit meiner Buße anzufangen. Er hat mich unter die Aussätzigen geführt und ich tat an ihnen Barmherzigkeit. Und als ich von ihnen wegging, war mir das, was mir bitter schien, in Süßigkeit verwandelt für Leib und Seele." Ein Verwandelter war er, ganz hingegeben dem großen Auftrag, unmittelbar in der Spur Christi, dem Herrn nachzufolgen. Nicht von einem Tag zum andern geschah die Veränderung, aber im steten Warten auf die Stimme, die dann in der Einsamkeit einer zerfallenen alten Kirche zu ihm sprach: „Franz, siehst du nicht, wie mein Haus zerstört wird? So gehe denn und stelle es wieder her." Er verstand diesen Anruf

so, als solle er diese Ruine von San Damiano ausbessern. Und gleich ging er ans Werk, die zerfallene Kirche aufzubauen. „Mit Freude will ich es tun, o Herr!“ Aber ein größeres Werk war ihm aufgetragen: Erneuerer der heiligen Kirche Gottes in seinem Jahrhundert sollte er werden.

Aber bald kam der Tag, wo sein Vater das Geld zurückverlangte, das Franz dem Priester draußen zum Aufbau der Kirche von San Damiano gebracht hatte. Der Priester hattes es abgelehnt, und kummervoll hatte Franz es dann in die Fensterbische der Kapelle geworfen. Nun verklagte der Vater den Sohn vor dem Rat der Stadt. Da sich Franz aber schon zu den Einsiedlern zählte, wollte er sich nunmehr der bischöflichen Gerichtsbarkeit unterstellen. Und so kam die erschütternde Szene zustande: Vater Bernadone und Sohn Franz vor dem Bischof. Der Sohn gab das Geld zurück und legte seine Kleider ab und gab sie ebenfalls dem Vater und sprach: „So will ich denn von nun an sagen: Vater unser, der Du bist im Himmel, nicht mehr Vater Petrus Bernadone.“ Und mit Tränen in den Augen hüllte der Bischof den Nackten in seinen Mantel und umarmte ihn.

Jetzt war er frei. Ganz frei für seinen Herrn Jesus Christus, frei für seine Dame, die vollkommene Armut. Den Mantel des bischöflichen Stallknechtes hatte er übergeworfen und mit Kalk darauf ein Kreuz gezeichnet. So wanderte er durch die Wälder, sang mit Lerchen und Nachtigallen, oder spielte, zwei Stecken übereinander gelegt, als spiele er Geige. In diesem stummen Jubel jauchzten seine Minnelieder auf, seligen Friedens voll. Und als Räuber ihn anfielen: „Wer bist Du?“, gab er die Auskunft: „Ich bin der Herold des großen Königs.“ Das Wort des Evangeliums war ihm buchstäbliches Gebot: „Nehmt weder Gold noch Silber, noch sonstiges Geld in eurem Gürtel mit, keine Reisetasche, keine Schuhe, keinen Stab . . . betretet ihr ein Haus, so entbietet ihm den Gruß und sagt: Der Friede sei mit diesem Hause. Und wenn es das Haus wert ist, soll euer Friede auf dasselbe kommen, wenn es aber nicht wert ist, soll euer Friede auf euch zurückkehren.“ Er baute an der zerfallenen Kirche San Damiano bis zur Erschöpfung, er bettelte sich die Steine für diese Kirche, obwohl als Narr verspottet, er stand auf den Plätzen der Heimatstadt und begann seine Predigt mit dem Segensgruß: Der Herr gebe euch den Frieden. Bernadone aber, sein Vater, geriet vor Zorn außer sich, wenn er diesen schäbigen, abgemagerten, Gott lobpreisenden Bettler sah, der einst sein stolzer, hübscher Sohn Franz gewesen, Da bat Franz zitternd einen Bettler: „Komm gehe mit mir, ich will meine Alhosen mit dir teilen. Und sooft du siehst, daß mein Vater mir flucht, will ich dir sagen: Vater, segne mich. Und

Der Sonnengesang der Heiligen Franziskus

Du Höchster allmächtiger, guter Herr,
Dein ist der Lobpreis und Ruhm, die Ehre und jeglicher Segen.
Dir allein, Höchster, gebühren sie.
Und keiner der Menschen ist wert, dich im Munde zu führen.
Sei gelobt, mein Herr, mit all deinen Kreaturen.
Sonderlich mit der hohen Frau, unserer Schwester, der Sonne,
Die denTag macht und mit ihrem Licht uns leuchtet.
Wie schön in die Höh'n und prächtig in mächtigem Glanze
Bedeutet sie, Herrlicher, dich!
Sei gelobt, mein Herr, durch Bruder Mond und die Sterne,
Die du am Himmel geformt in köstlich funkelnder Ferne.
Sei gelobt, mein Herr, durch Bruder Wind,
Durch Luft und Gewölk und heiteres und jegliches Wetter,
Wodurch du belebst die Kreaturen, daß sie sind,
Sei gelobt, mein Herr, durch Bruder Wasser,
Der so nützlich ist, gering und köstlich und keusch.
Sei gelobt, mein Herr, durch Bruder Feuer,
Durch den du erleuchtest die Nacht.
Sein Sprüh'n ist kühn, heiter ist er, schön und gewaltig und stark.
Sei gelobt, mein Herr, durch unsere Schwester, Mutter Erde,
Die uns versorgt und nährt,
Und zeitigt allerlei Früchte und farbige Blumen und Gras.
Sei gelobt, mein Herr, durch jene, die verzeihen aus Liebe zu dir,
Und Elend tragen und Mühsal.
Selig jene, die dulden im Frieden,
Weil sie von dir, o Höchster, die Krone empfangen.
Sei gelobt, mein Herr, durch unsern Bruder Tod des Leibes,
Dem kein Lebender entrinnen kann.
Weh, ach, denen, die sterben in Todessünden.
Selig jene, die dich gefunden in deinem heiligen Willen,
Denn ihnen kann der zweite Tod nicht an.
Lobet und preiset meinen Herrn voll Dankbarkeit,
Und dienet ihm in aller Demut.

dann mache das Kreuzzeichen über mich an meines Vaters Statt."

Der da strahlte und sang, ging einen unsagbaren schweren Weg. Er ging ihn in der Einfalt des Herzens, in unbeirrbarer Entschlossenheit, ja in tödlichem Ernst. Er wollte dem Kaufmann des Evangeliums gleichen, der all seine Habe hingegeben, um die eine kostbare Perle zu erwerben. Als ihm Gott dann Gefährten sandte, da fragte er wieder nach dem Willen des Herrn. Nachdem er zu Gott um Erleuchtung gebetet, schlug er das Evangeliumbuch auf und traf auf die Stelle: Wenn du vollkommen sein willst, gehe hin und verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen. Und wiederum öffnete er das heilige Buch und las: Nehmt nichts mit auf euren Weg.

Und zum dritten Male: Wer mir nachfolgen will, verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach. Frohlockend wandte sich Franz an die jungen Männer: „Brüder, das ist unser Leben und unsere Regel."

So verschenkten sie denn alles, bezogen zu Portiuncula eine Hütte. Und Franz schrieb auf Holztäfelchen die Namen, damit jeder wußte, wo auf dem Erdboden seine Ruhe war. Sie waren arm, doch reich an Freude und Friede. Und die Schwalben schwiegen, wenn Franz predigte.

In großer Treue liebte er seine Braut, die Armut. Als der Bischof von Assisi meinte, sie müßten doch für den Unterhalt ihres Gemeinschaftslebens sorgen, also Habe und Gut erwerben, antwortete der Heilige: „Mein Herr, wenn wir Eigentum haben, brauchen wir Waffen, es zu verteidigen und dann entstehen Zwist und Händel. Das aber schadet der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten. Darum wollen wir keine zeitlichen Güter zu eigen haben."

Der Bischof hieß das gut. Und froh kehrte Franz zu den Brüdern zurück. Und weil er so ganz auf den Herrn vertraute, ließ er z.B. nicht zu, daß Lebensmittel von einem Tag zum andern aufbewahrt wurden, sie mußten verschenkt werden. Denn jeden Tag sorgt Gott neu für die Seinen. Und wenn er Brüder auf Missionswege entsandte, segnete er sie, umarmte sie und sprach das Wort der Bibel: „Wirf alle Deine Sorgen auf den Herrn, er wird Dich erhalten."

Gehorsam, Keuschheit, Armut — das forderte ihre Regel. Güte, Demut Ehrfurcht — bestimmte ihre Haltung. Friede, Freude, Freiheit — das war der Glanz, der sie umgab.

Lieber Hörer! Nur eine Skizze kann ich Ihnen geben, von diesem unvergleichlichen Heiligen, den jeder, der ihn kennt, Vater Franziskus nennen möchte. So sehr drang er auf die genaueste Überscheinstimmung von innen und außen, daß er einem Bruder, der wegen eines Leidens auf der Innenseite der Kutte ein Stück Fell aufgenäht hatte, gebot, auch außen auf seinem Gewand ein entsprechendes Stück zu tragen. So demütig verehrte er die Priester, daß er den Brüdern empfahl, nicht nur ihre Hände, nein auch die Hufe ihrer Pferde zu küssen.

„Und wenn ich," so sagte er, „Weisheit besäße wie Salomon und träfe rund herum in den Pfarreien arme kleine Priester, so würde ich doch nicht ohne ihre Erlaubnis predigen. Diese und alle andern Priester werde ich fürchten, lieben und ehren als meine Herren und ich will nicht auf ihre Sünden sehen, denn ich sehe Gottes Sohn in ihnen und sie sind meine Herren." Sich selbst

Grosser wunderbarer Herr!

Du bist der heilige Herr, der einzige Gott, der Wunderbares vollbringt.

Du bist der Starke, Du bist der Große, Du bist der Höchste.

Du bist der allmächtige König.

Du, heiliger Vater, König des Himmels und der Erde. Du bist der dreifaltige und eine Herr und Gott.

Du bist gut. Du bist das Gut. Du bist alles Gut. Du bist die Güte.

Du bist die Liebe. Du bist die Weisheit. Du bist die Demut. Du bist die Geduld. Du bist die Sicherheit.

Du bist die Ruhe. Du bist die Gerechtigkeit und die Mäßigung. Du bist der Reichtum zur rechten Genüge.

Du bist die Schönheit. Du bist die Sanftmut.

Du bist der Beschützer. Du bist der Wächter und Verteidiger.

Du bist die Stärke.

Du bist die Erfrischung. Du bist unsere Hoffnung. Du bist unser Vertrauen.

Du bist unsere übergroße Süßigkeit. Du bist unser ewiges Leben, großer, wunderbarer Herr, allmächtiger Gott, barmherziger Heiland.

Hl. Franz von Assisi

hielt er nie für würdig, die Priesterweihe zu erbitten. So liebevoll diente er den Brüdern, daß er nachts aufstand, als ein Bruder über Hunger klagte, den Tisch deckte und dann fröhlich mit ihm speiste, damit jener sich nicht beschämt fühlen sollte. So ehrfürchtig liebte er die Schöpfung, daß er den Felsen verehrte um des Petrus willen, den der Herr angesprochen: Du bist Petrus der Fels. Daß er behutsam den Wurm vom Weg ins Gras barg, damit er nicht zertreten werde, denn von seinem gemarterten Herrn hat der Prophet gesagt: er sei ein Wurm, kein Mensch. Und weil der Herr gesagt: „Sehet die Blumen", ließ er in jedem Kloster einen Blumengarten anlegen. Und weil der Herr zum Opferlamm geworden, ward in jedem Kloster ein Lamm in Ehren gehalten. Und weil das Wasser bei der heiligen Taufe unentbehrlich ist, wusch er sich die Hände immer so, daß das zur Erde rinnende Wasser nicht getreten werden konnte. Und weil der Herr gesagt, die Vögel hätten Nester, formte er mit eigener Hand den Vögeln die flaumigen Wohnungen. Und weil der Herr uns erlöst hatte, ertrug er es nicht, daß ein Bruder griesgrämig und verdrossen war, denn es gab nur einen Grund zur Schwermut, die Zerworfenheit mit Gott: „Dann gehe hin und bringe das mit Gott in Ordnung, uns aber belästige nicht mit solchem düsteren Gesicht."

Er selbst war heiter, leuchtend von innerer Freude. Und als er dann müde wurde und krank, empfing er die Schmerzen als eine Schwester. Und schon war er aufgerieben von den Sorgen um seine wachsende Gemeinschaft, von den bitteren Enttäuschungen seines Ordens, schon war er gezeichnet mit den fünf Wundmalen des Herrn, da stimmte er gegen Ende seines Lebens den Preisgesang auf die Schöpfung an, den Sonnengesang und kein Dichter hat je so innig, so brüderlich, so der Liebe voll die Kreatur gerühmt, weil keiner so wie er durch sie hindurch die Liebe Gottes erfühlt, ergriffen und beantwortet hat, denn die Erde ist des Herrn. Kein Heiliger hat so wortwörtlich, so einfältig, so unbekümmert ernst gemacht mit den Forderungen des Evangeliums, und darum hat keiner so wie er erwiesen, daß das Evangelium wirklich eine Frohbotschaft ist. Darum darf mit Recht von ihm gesagt werden, er erinnerte wie kein anderer Heiliger unmittelbar an unseren Herrn Jesus Christus.

Lieber Hörer! Es ist zum Verzagen, Ihnen in einigen Minuten mehr bieten zu wollen als ein innig dankbares Bekenntnis zu diesem Mann, unserem Vater Franziskus. Kennen Sie sein Leben, dann werden Sie sich diesem Dank und Bekenntnis anschließen. Kennen Sie es nicht, dann lassen Sie sich — daß ich es Ihnen mit brüderlicher Stimme sagen dürfte — den privaten Rat geben; beschäftigen Sie sich mit diesem Heiligen. Besonders Ihnen möchte ich ihn geben ,lieber Hörer, der Sie bitter denken von den Menschen, und der Sie enttäuscht sind durch Begegnungen des Lebens oder gar von Menschen unserer Kirche. Beschäftigen Sie sich mit diesem Heiligen und Sie werden nicht mehr bestreiten, daß der Mensch doch — und hier zitiere ich ein Wort unserer Tage — daß der Mensch doch ein Wesen ist, in das Gott übersetzt werden soll. Begegnen Sie diesem Heiligen von Assisi und es wird Ihr Herz hell werden und wohl auch froh und wohl auch fromm.

Lassen Sie mich schließen mit dem Segen, mit dem er bis in seine letzte Stunde hinein die Menschen gesegnet hat, er, dessen Leben uns zum Segen geworden ist:

Der Herr segne und behüte dich, er zeige dir sein Angesicht und erbarme sich deiner, er wende dir sein Antlitz zu und gebe dir den Frieden. Der Herr segne dich. Amen.

Ein Christ darf die andern niemals vergessen. Welche andern? Unsere Brüder, die Gottlosen, die Ungläubigen, die Anhänger anderer Religionen. Christus starb für sie, er will ihr Heil. Und bei diesem Werk rechnet er auf mich, sei ich nun Priester oder Laie. Ich war versucht, diese meine Pflicht zu vergessen. Zu meiner Pfarrei, zu meinem Stadtteil gehören auch die anderen, und ich bin für das Heil der anderen verantwortlich.

Kardinal Jules Saliege

Die bösen Zungen

Statt einer Betrachtung

von C. Willeke

Die Gemeinde X hatte einen guten Pastor, wirklich. Er war eifrig, freundlich, fromm und gütig. Aber wie es so gehen kann, unsere Tugenden können unsere Fehler werden. So hatte die Güte des Pfarrers in X etwas Hilfloses an sich; sie war schon mehr Gutmütigkeit, die ängstlich darauf sah, es allen rechtzumachen, was bekanntlich nicht einmal der Herrgott kann. Deshalb fehlte unserem Pastor eine gewisse männliche Festigkeit und Entschiedenheit. Es war ihm beinahe peinlich, wenn er im Unterricht oder auf der Kanzel ernste und strenge Worte des Herrn, etwa die Weherufe über die Pharisäer, verkünden oder gar berichten mußte, daß der gütige Heiland mit Peitschen das Krämervolk aus Gottes Heiligtum getrieben hatte. Das hätte er nie gekonnt. Er wollte keinem wehetun. Er war auch stets bereit, seine Anordnungen zu ändern oder gar aufzuheben, wenn nur ein paar Tadler in seiner Gemeinde darauf drängten. Nur kein Ärgernis geben, nur keinen Anlaß zum Murren, zur Unzufriedenheit, zur Lieblosigkeit geben, das war seine beständige Furcht. Das ließe sich wohl verwirklichen, wenn alle Menschen immer das Beste vom lieben Nächsten dächten und gerecht und liebevoll in ihrem Urteil wären. Aber so . . . .

Ein Beispiel: Der Pastor hatte sich einen Hund angeschafft. Warum sollte er nicht? Hunde sind treue Freunde und gute Wächter; das letztere ist nicht unwichtig in einer Zeit, wo selbst das gesalbte Haupt nicht sicher ist vor Mörderhänden. Aber es dauerte nicht lange, da kam schon das Geraune einiger bösen Zungen an sein Ohr: „Was braucht er einen Hund und dann ein so großes Tier? Das frißt soviel wie ein Kalb. So wirft er das Geld hinaus, das er lieber den Armen hätte geben sollen. Aber so sind die Geistlichen." Das Ende vom Liede war, daß unser guter Pastor, dem die bösen Zungen wehtaten, den Hund wieder abschaffte. Was sagten sie jetzt? „Da sieht man es, was unser Pastor für ein Geizhals ist. Selbst die Hundesteuer und das bißchen Futter für das arme Tier sind ihm schon zuviel. Jaja, da sieht man es mal wieder."

Es gab ein paar Giftmäuler in X . Sie waren besonders eifrig in der Produktion von hämischem Tratsch. Der Pastor mied sie, weil er Angst vor ihnen hatte. Das verschärfte nur ihre Tücke. Ja, es war, als reizte sie die Friedfertigkeit und Milde ihres Seelsorgers zu besonderer Bosheit. Eines Tages ist in der Gemeinde ein aufgeregtes Getuschel. Sehr üble Dinge flüstert man sich über den Pastor hinter der vorgehaltenen Hand ins Ohr. Drei Frauen hatten dies teuflische Gerede aufgebracht, das sehr schnell auch den Priester erreichte. Solche Überbringer, die es vorgeblich ach so gut meinen, gibt es in jeder Pfarrei. Dabei belauern sie nur die Wirkung ihrer Meldung auf das arme Opfer. Man kann ja nie wissen, villeicht ist doch etwas dran . . . .

In unserem Falle war die Wirkung erschütternd. Wie von Keulen getroffen stand der Priester eine Weile starr und kreidebleich. Dann faßte er nach seinem Herzen und brach jäh zusammen. Nun ging ein Gejammer und Gerenne los. Der Arzt, der eilig gerufen wurde, machte ein sehr ernstes Gesicht. Die unmittelbare Gefahr sei zwar vorüber, aber das Herz sei sehr schwach. Strengste Bettruhe, äußerste Schonung, keine Aufregung! Jetzt entsann sich die Gemeinde plötzlich all der Liebe und Güte ihres Pfarrers. Man betete für seine Genesung, zahllose Beweise der Anhänglichkeit wurden ihm gegeben. Aber wie ein giftiger Dolch saß die böse Verleumdung in seinem Herzen. Die drei Schuldigen aber waren in großer Verlegenheit. Von den anderen jetzt wie Pestkranke gemieden, hatten sie Zeit und Anlaß, gründlich in sich zu gehen. Wenn der Pastor stürbe, waren sie seine Mörderinnen. Und wenn ihnen nicht von ihm verziehen sei, wie schwer würde dann einmal ihr Sterben sein.

So faßten sie sich dann nach vielem Ach und Weh ein Herz und klopften im Pfarrhaus an. Auf ihr wiederholtes und inständiges Bitten hin ließ man sie ins Krankenzimmer. Schluchzend baten sie ihren Pastor, der sie ernst und traurig ansah, um Verzeihung. Der schwieg und schaute lange zum Fenster hinaus. Dann sagte er mit müder Stimme: „Wie mir Gott verzeihen möge, so will ich euch verzeihen. Aber zuvor müßt ihr drei Bedingungen erfüllen." Jaja, sie wollten alles gern tun. „Gut, geht nach Hause und holt drei gefüllte Kopfkissen." Sie schauten sich an, dachten, nun ist er auch im Kopf krank, aber zogen doch ab und brachten bald

die drei Kissen. „Nun geht auf den Kirchturm und schüttelt die drei Kissen im Turmfenster aus!" Kopfschüttelnd vollzogen sie auch diesen Auftrag, und lustig tanzten die Federn im Wind, als schneite es. Mit leeren Bezügen kehrten sie in die Krankenstube zurück. „Jetzt erfüllt noch die dritte Bedingung, so will ich euch verzeihen. Sammelt jetzt die Federn wieder ein, doch keine darf fehlen!" Da erschraken sie und weinten laut auf. Das sei unmöglich, das ginge nicht mehr. Wohin seien die Federn nicht überall geflogen! In den Zierat des Kirchturms, in Kamine und Häuserrinnen, in Abflußrohre und Baumwipfel usw. Er möge ihnen doch diese Bedingung erlassen.

Streng sah sie der Pfarren an, „Begreift ihr nun? Sowenig, wie ihr jetzt die zerstreuten Federn zurückholen könnt, genau sowenig, ja noch weniger könnt ihr all die bösen Worte und Lieblosigkeiten zurückholen, die aus eurem Munde kamen. Ich verzeihe euch, wenn ihr versprecht, von nun an eure Zunge zu hüten." Das versprachen sie hoch und heilig und erhielten Verzeihung. Des Pfarrers Herz ist nicht mehr ganz gesund geworden. Er konnte noch einige Zeit wirken, starb aber dann plötzlich. Die Bosheit der Zunge hatte sein Leben verkürzt.

Warum wir dies so lang und breit erzählt haben? Wie es diesem Priester erging, so ergeht es vielen Christenleuten. Es gibt mehr Opfer der unbeherrschten Zunge als des stählernen, mörderischen Dolches. „Des höllischen Feuers schuldig", nennt Christus die Zungenfrevler. Dies Herrenwort sollten wir recht ernst nehmen. Die böse Zunge ist die Quelle sehr vieler Übel in der Welt. Völkerkriege hat sie verursacht und ersticht täglich Herzen. Wie leicht, freud- und friedvoll wäre das Zusammenleben der Menschen, wenn sie ihre Zunge zügelten. Beherzigen wir das Wort des Apostels: „Wenn jemand sich fromm dünkt, aber seine Zunge nicht zügelt, sondern sich selbst täuscht, so ist seine Frömmigkeit wertlos." (Jak. 1, 26).

Die katholische Kirche in U.S.A.

Eine interessant Statistik

Von der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, einschließlich Alaska und der Hawaii-Inseln, bekennen sich, wie das Offical Catholic Directory 1956 bekannt gibt, 33,5 Millionen zum römisch-katholischen Glauben, das sind über neun Millionen Katholiken mehr als vor zehn Jahren, wo man 24,4 Millionen Katholiken im Lande zählte.

Die 33,5 Millionen Katholiken verteilen sich auf 26 Erzdiözesen, 105 Diözesen und das Apostolische Vikariat Alaska. Vier Kardinäle (nämlich die Erzbischöfe von New York, Chicago, Detroit und Los Angeles), 37 Erzbischöfe, 173 Bischöfe und Weihbischöfe und 40 Äbte zählt die katholische Hierarchie der U.S.A.

Über 48,000 Geistliche helfen den nordamerikanischen Bischöfen in der Seelsorge. Die Zahl der Priester hat sich in den letzten zehn Jahren um fast 10,000 vermehrt. Allein gegenüber dem vorigen Jahr ist die Zahl der Priester im ganzen Land um 1,379 angestiegen. 20 Diözesan- und Ordensseminarien (Scholastikate) wurden im vergangenen Jahre neugegründet; auch das zeigt das stete Anwachsen der Zahl der Priesterberufe in den U.S.A.

Das Land zählt ferner 8,800 Ordensbrüder und fast 160,000 Ordensschwestern. Gegenüber den Angaben im Jahrbuch von 1946 ist die Zahl der katholischen Ordensschwestern in den Vereinigten Staaten um über 20,000 angestiegen.

Im vergangenen Jahr wurden über 1.3 Millionen heiligen Taufen gespendet; unter den Täuflingen waren 139,333 Konvertiten. Im Jahre zuvor betrug die Zahl der Konvertiten 137,310, und vor zehn Jahren 87,430.

In 795 katholischen allgemeinen Krankenhäusern des Landes (die spez. Krankenhäuser oder Sanatorien nicht mitgezählt) wurden im vergangenen Jahr 9.8 Millionen Patienten betreut; vor zehn Jahren waren es 692 katholische allgemeine Krankenhäuser mit 3.3 Millionen Patienten. J. Keller

Kopf und Fuß

Als Pius XI. den inzwischen verstorbenen Kardinal Perosi für ein wichtiges Amt ausersehen hatte, machte dieser Einwendungen: er habe ein Fußleiden und sei den Anstrengungen des Amtes nicht gewachsen. „Für das, was Sie zu tun haben, Eminenz", erwiderte kurz angebunden der Papst, „brauchen Sie die Füße nicht. Da genügt der Kopf." Und dabei blieb es.

Heimat aus Gottes Hand

Roman von Luis Trenker

Fortsetzung

Anselm hatte gehofft, daß er wohl nicht mehr heimkehren würde. Er versuchte gar nicht, seine Enttäuschung über diese unerwartete Heimkehr zu verbergen. Noch hatte er im stillen die Hoffnung, daß er, Lukas, eines Tages wieder zu seinen Maschinen zurückkehren würde. Doch nun stand der Bruder da und sprach von Fioll, als wäre er nie fort gewesen. Das bedeutete für Anselm in seiner nüchternen Sprache: Lukas blieb!

Der Vater dachte wohl über den Hof nicht viel anders. Vielleicht hatte er damals seinem Studium nur zugestimmt, um Anselm den Weg freizumachen. Er sah den Vater vor sich, wenn er ihm seine Pläne vortragen würde, wie er ihm, mit dem gleichen heimlichen Spott um den Mund, das gleiche antworten würde wie Anselm. Vielleicht würde er noch sagen: „Das also nennst du für den Hof etwas lernen?"

Sah der Vater nicht die heimlichen Zeichen des Verfalls überall? Sah er nicht die Krise auf Leben und Tod, der das Bauerntum unaufhaltsam entgegentrieb? Gewiß, es gab Menschen, auch der Fioller gehörte zu ihnen, die alle Ursachen des wirtschaftlichen Niederganges darin sahen, daß die beiden Völker hier an der Grenze sich bekämpften, daß dieser Kampf die besten Kräfte brauchte. Sah er nicht, daß die Krise tiefer ging, daß das Schicksal nicht fragte: „Deutsch oder italienisch", sondern: „Bauer oder Proletarier?"

Also resignieren? Zurück zu den Maschinen, zum Stahl! Wenn Lukas an das Walzwerk in Eisenerz dachte! Herrgott, war das ein Schaffen gewesen! Überhaupt: der Stahl! Es gab doch nichts Gewaltigeres auf Erden als Stahl! Stahl! Aus kaltem, toten Erz den glühenden Stahl zu schmelzen, hieß das nicht, Totes zu feurigem Leben zu erwecken?

Zweifel über Zweifel!

Der abendliche Friede tat ihm wohl. Über die lange Wiese schritt er hin. Das Gras war naß vom Tau.

Über der breiten Masse des Ritten stand ein schmaler Wolkenstreif. Die Sonne sank tiefer und brach durch den Streifen. Da glühten die Ränder auf. Übermächtig flutete das Licht noch einmal über den Himmel.

Lukas blieb stehen und wandte sich zurück. Einsam stand der Langkofel, vom Lichte überflutet. Nur er allein hielt das Licht, denn die Almen und Gründe an seinem Fuße lagen schon im ungewissen Dunkel. Nächtelang hatte er von diesem Berge geträumt. In das wilde Gezack der Fünffingerspitze war er geklettert, um besser in die Wände hineinzusehen und den Durchstieg zu finden, bis ihn einer von den Grödner Bergführern über den sogenannten „Felsenweg" an das Seil genommen hatte.

Die Schatten stiegen aus den Karen. An den Wänden ging die Sonne nieder. Nur der Gipfelfels hielt noch das Licht.

Wie still der Abend war, wie friedlich! Das letzte Leuchten erlosch. Die Unruhe schwand aus seinem Herzen.

Und nun wußte er auch, was ihn gerufen hatte: Nach Tschelm bog er den Weg ein, blieb beim Brunnen stehen und lauschte in die Stille hinein.

Da raschelte es hinter ihm in den Zweigen. Noch ehe er sich zurückwenden konnte, legten sich ihm zwei Hände über die Augen.

"Hast mich im Sinn?
So rat, wer ich bin!"

Lukas ergriff ihre Hand: „Ev, nun muß ich dich fragen: Anselm hat gesagt, daß du und Christoph . . . ."

„. . . . und Christoph hat gesagt, daß ich und Anselm . . ." Ev lachte so übermütig dabei. „Ach, ihr drei Brüder! Weiter als über den Zaun seht ihr wohl nicht, einer wie der andere!"

„Das ist keine Antwort, Ev!" sagte Lukas.

Da entzog sie ihm ihre Hand. Ihre Stimme bebte: Da läßt du mich warten, Lukas. Keine Zeile schreibst du mir: Nicht ein Zeichen von dir die lange Zeit, nichts, nichts! Und nun stehst du da. Und willst Antwort von mir. Worauf soll ich antworten? Weiß ich, was mit dir geschehen ist? Chri-

stoph? Ach, bei ihm ist alles Einfalt und Traum. Er sieht die Welt mit den Augen des Kindes. Für den Anselm zählt nur, was eingebracht wird. Tschelm ist klein. Da ist nicht viel zu gewinnen. Er wird im Dorfe umschauen müssen! Dort ist mehr zu holen."

Lukas schwieg nachdenklich.

Ev ließ den Zweig los. „Nun will ich dich auch etwas fragen, Lukas", sagte sie ernst, und ihre Augen bekamen einen tiefen Glanz. „Hast du in den Jahren manchmal an den Rosenberg gedacht, oder hast du uns alle vergessen?"

„Niemand habe ich vergessen. Heimweh hatte ich oft, so daß ich, besonders in der ersten Zeit, sehr gelitten habe. Später wurde es dann besser. Aber fortgegangen ist es nie, dieses Heimweh. Einmal war es die Mutter, die mir fehlte, dann der Vater, dann wieder die Brüder oder die Lärchenwiesen, zu reden vom Berg dort oben, der unser Leben auf die Almen, der Tschoibach, der See oben, gar nicht Fioll begleitet vom ersten Tag bis zum letzten."

Ev lehnte sich über den Zaun, eine leichte Blässe überkam ihr schönes, ebenmäßiges Gesicht. „Ja, Lukas, und hast du jetzt nicht Heimweh nach drüben, nach der Steiermark, meine ich, hast du dort niemand kennengelernt, nach dem du Sehnsucht hast?"

„Oh, viele habe ich kennengelernt, aber außer dem Meister Goldiner und ein, zwei guten Freunden ist niemand dort, an den ich noch denken müßte."

Vom Haus her rief eine Stimme nach Ev.

Kommst du am Sonntag zu uns?" fragte Ev schnell, „wir können zusammen zur Kirche gehen."

„Nein, dann nur zur Frühmesse, denn, Ev, am Sonntag will ich auf einen Berg, nicht gerade auf den Langkofel, vielleicht nur so über die Almen gehen."

„Oh, auf einen Berg." Ev hob sich auf die Zehen. Ganz nahe stand sie nun vor Lukas. Ihre Augen wechselten die Farbe, wenn sie lachte, aber jetzt lag eine Glut darin, daß man sich daran hätte verbrennen können.

„Lukas, nimm mich mit, ich will meinen Vater fragen."

„Da müssen wir halt auf den Pitzberg steigen, das ginge schon, der ist ganz leicht, nicht einmal zu klettern braucht man", sagte Lukas.

„Aber Blumen gibt es, und vom Pitzberg aus sieht man die ganze Welt weitum, die Schafe der ganzen Gemeinde sind oben überm Sommer, über zweitausend Schafe! Und da soll auch ein Kreuz oben stehen mit einem Herrgott, den zwei junge Grödner Bildhauer dort oben aus einer wilden Wetterarve geschnitzt haben sollen. Pater Hilarius hat gesagt, das Kreuz stehe auf dem schönsten Fleck der Erde. Wie gerne stünde ich mit dir da oben, Lukas!"

Er spürte den warmen Hauch ihres Atems. Wie glücklich war er. Da rief es wieder vom Hause her. Lukas sah noch, wie das helle, blumige Kopftüchlein im Dunkel der Bäume verschwand.

Es gibt Tage im Herbst wie zu keiner anderen Zeit des Jahres, da scheint die Erde verwandelt und voller goldener Schönheit, voller Reife und Weichheit und alles von einem tiefen Ernst durchblutet, nicht wie die Tage des Frühlings sind sie.

Ein Licht liegt über dem Lande, anders als sonst. Durchsichtiger ist die Luft geworden, als hätte jemand den letzten Hauch von den Scheiben gewischt. Und doppelt klar steht die Welt nun vor den Fenstern. Weiter, tiefer sehen die Augen der Menschen mit einem Male. Berge, die im Dunst des Sommers nie zu sehen waren, stehen plötzlich wie neu erschaffen vor dem erstaunten Blick. Täler, fremd und zauberhaft, tun sich auf, ferne Wälder leuchten herein. Kräftiger erscheinen Schatten, stärker, voll Feuer und Kraft die Farben. Die Wiesen liegen in einem tiefen, satten, unwirklichen Braun. Die Lärchen schimmern golden. Im tiefsten Blau strahlt der Himmel.

„Komm, Ev!" rief Lukas und blieb neben dem schmalen Steig stehen, der von St. Jakob zum Pitzberg hinaufführt. Weitum reichte der Blick. Der Himmel erstrahlte in reinster Klarheit. Aus dem Tale klangen die Sonntagsglocken herauf, und wie Spielzeug lagen die Bauernhöfe auf der gegenüberliegenden Talseite verstreut. Den Rosenberg sah man weit draußen in seiner ganzen behäbigen Breite sich der Sonne hingeben, und winzig fern lag einem Juwel gleich das Dorf Rainalt, dessen Fenster in der Sonne zu schimmern schienen. Ev hatte ihr hellgeblümtes Kopftüchlein um den Hals gelegt, im Arm trug sie ein kleines Körbchen, das wollene Leibchen umschloß ihren schlanken Oberkörper. Am Ohr hatte sie eine Enzianblume, deren blaue Farbe den Glanz ihrer Augen noch vertiefte. Ihre dicken blonden Zöpfe umschlossen wie eine Krone ihr Haupt. Wie schön war Ev, es gab keine schönere im ganzen Land. —

An der einsamen Wallfahrtskirche von St. Jakob, deren Kirchturm so spitz war, als wolle er direkt in den Himmel hinauf, rasteten die beiden eine kurze Weile.

„Siehst du, Ev", sagte Lukas, „der heilige Christophorus da an der Wand erinnert mich manchmal an den Vater, manchmal an meinen Bruder Chri-

stoph. Er trägt die süße Last des lieben Jesuskindes auf seinen mächtigen Schultern und muß durch das tiefe reißende Wasser des Tschoibaches. Nur ist es auf Fioll umgekehrt, nicht der Christophorus trägt eine Last, aber der Christophorus wird getragen."

Ev lachte und betrachtete die kleinen Figuren alle, die auf dem Riesenfresco zu sehen waren, und die Burgen und die Fischlein im Wasser.

„Ist es noch weit, Lukas?" fragte sie.

„Nein, in zwei Stunden sind wir oben, der Weg führt durch den Wald bis zu den Felsen, durch diese geht ein Steig bis zum Gipfel."

Weiter stiegen sie. Der steile Pfad führte sie an großen Felsblöcken vorbei durch helle saftige Wiesenhaine, an dunklen altersgrauen Heuhütten vorbei, über kleine Waldblößen wieder und dann durch dichten Hochwald, der bald schütterer wurde, bis nur mehr Lärchen und dann an der Waldgrenze nur mehr einzelne Zirben das Bild beherrschten. Dort, wo die Zirben sich an die hellen, farbfrohen Felsen lehnten, blühten unzählige Sterne mattweißer Edelweißblumen. Aber weder Lukas noch Ev rissen in dummer Gedankenlosigkeit auch nur einen einzigen Stern aus den Felsen, sie hatten ihre Freude an den Blumen und ließen sie in Ruhe.
„Es gibt für mich nichts Dümmeres als das sinnlose Herausreißen unserer Bergblumen. Man trägt sie zu Büscheln gebunden ins Tal, und dort verwirft man sie dann."

Ev nickte nur und war glücklich. Bald standen sie unter dem aus rohen Baumstämmen errichteten Riesenkreuz. Lukas stand schon oben. Ev sah ihn an, wie er freudvoll die Hand ausstreckte und gegen die Langkofelgruppe hinzeigte. Wie er dastand, nur Himmel über sich, und kraftvoll sich abhob, nie würde sie dies Bild mehr vergessen. Hoch am Firmament stand die Sonne. Sein Antlitz blieb unter der Hutkrempe im Schatten. Es schien jetzt ganz der seligen Gipfelstunde hingegeben, verklärt vom weiten Blick über die Heimat der Eltern, der Kindheit ,dieser Heimat aus Gottes Hand!

Und so saßen die beiden nebeneinander unter dem Riesenkruzifix vom Monte Piz, allem entrückt, was sonst die Tage brachten, allein, selig und zufrieden. Die Erde lag fern und unwirklich unter ihnen, als gehöre sie nicht mehr zu ihnen und sie beide nicht mehr zu ihr. Helle Wolken segelten am Himmel dahin, wie freundliche Kameraden wirkten sie, und der Wald unten war wie ein dunkler Raum, das Tal wie ein tiefer, spiegelnder Grund und alles so voll, so tief und so entrückt doch, als wäre der Himmel und nicht die Erde die Welt, in der sie beide lebten und atmeten.

„Weißt du, Lukas, daß dies der schönste Tag meines Lebens ist?"

„Ja, sagte Lukas, und legte beide Hände auf ihre Schultern und zog sie innig an sich.

X

Mit der fröhlichsten Arbeit, mit der Weinernte, ging das Jahr der Bauern auf dem Rojenberg zu Ende. Da die Weinberge eine Wegstunde tiefer im Tal lagen, zogen die Nachbarn gemeinsam in das Ried hinab. Der junge Stampfeter, dem das dreifach unterbaute Kinn des Vaters doppelt schon im feisten Gesicht hing, riß mit beiden Händen die Ziehharmonika auseinander, bis sie ihm als ein scheußlicher, mißgestalteter schwarzer Schlauch zwischen den ausgebreiteten Armen hing. Mit einem wehmütigen Seufzer blickte er darauf nieder, als wäre ihm der letzte Ton gestorben, schnalzte plötzlich mit der Zunge und schob langsam den Balg so kunstvoll ineinander, daß der „Neubayrische" dem jungen Volk nur so in die Beine fuhr, als wäre der Tanz schon vor die Arbeit gesetzt.

Schwer hingen die vollen Trauben in den Reben.

So gut wie den Menschen dieses Landes der Acker war, wenn die Ähren golden und schwer im Winde wogten, so schön die Wiesen, wenn das Gras saftig und voll vor der Sense stand, und, schöner noch, wenn rot die Äpfel aus dem grünen Gezweig lachten, das schönste Bild, Sinnbild alles Erdensegens überhaupt, war ihnen, wenn beim feierlichen Gang durch die herbstlichen Pergeln aus dem grünen, sonnenüberschienenen Dach des Laubes schwer die dunklen Trauben niederhingen.

Ehe die Arbeit begann, schritt der Fioller in die erste Pergel und suchte die schönste Traube aus, die er finden konnte. Alle sahen ihm zu, wie er den Stiel brach und die Traube langsam in die Höhlung der offenen Hand gleiten ließ. So groß war sie, daß sie nach allen Seiten überfiel, und so dicht saßen die Beeren aneinander, man konnte nicht begreifen, wie sie alle Platz fanden an dem einzigen Stiel. Nun trat er zu dem kleinen Bildstock hin, der am Rande des Weinackers lag, und hängte die Traube zu Füßen des Gekreuzigten auf. Dort blieb sie bis zum nächsten Wimmen.

Dann schwangen die Mägde die Wimmschüsseln hoch, die Männer griffen nach den Zummen, fröhliches Leben füllte die schattenden Pergeln. Das kam und ging, das rief und lachte! Und vor den Augen, zu Häupten, in den Schüsseln, in den Zummen, in den großen Bottichen, überall der goldene Reichtum der Trauben!

Weil Tschelm keinen eigenen Weingarten besaß, Fioll aber durch den Kauf des Mutzenweinberges

deren zwei, war es Brauch geworden, daß die Leute auf Tschelm den Fiollern bei der Arbeit halfen. Was auch wäre das Wimmen ohne Ev, dachten die Fiollersöhne, einer wie der andere. Wiesie sich reckte und nach den Trauben griff! Nun war sie ja groß genug geworden, daß sie ohne Wimmschemel schnitt! Und wie stolz sie darauf war, denn es gab nicht viele im Dorfe, die ohne Schemel zu wimmen vermochten. Wie sie es fröhlich zeigte, daß ihr die Pergeln gerade recht hoch genug waren, wie sie lachte, wenn sie ihre Schüssel früher voll hatte als die Fioller Jungmägde, die mit ihren Schemeln nicht nachkommen konnten, wie Lukas schneller noch als Christoph mit der Zumme kam und eilte, daß Anselm nicht die nächste erreichen konnte, als wären die Trauben, die Ev schnitt, besser als alle anderen. Und wie schwer war es für Ev, nicht zu zeigen, daß sie ihre Trauben keinem lieber gab als Lukas, diesem Lukas! Ja, nun sprach er, wenn sie sich heimlich trafen, nicht mehr von Maschinen, nicht von Motoren mehr, selbst nichts von dem, was ihm das Teuerste gewesen, vom Stahl. Nur von Fioll sprach er noch, vom Bauerwerden, und Bauersein und von einem Leben füreinander, auch wenn, was sie sich beide auf dem Pitzberg gelobt, noch ihr eigenes Geheimnis war; denn unbestimmt blieb trotz allem die Zukunft. Der Vater war bisher jedem entscheidenden Gespräch ausgewichen. Es schien, als wolle er Lukas allein durch die Arbeit kurieren. —

Heiß war der Mittag. Die Sonne stach, obwohl das Jahr schon in den Oktober ging. Die rote Erde zwischen den Pergeln war fein wie Staub und trocken. Seit Wochen war kein Regen gefallen.

Im Schatten der Reben rückten die Wimmleute zusammen. Die große Pfanne mit dem Mus wurde in die Mitte gerückt, während der blaue Krug mit dem Hauswein reihum ging.

Vom Weingarten des Stampfeter her klang ein Lied. Es war ein Lied der Heimat. Die hellen Stimmen der Mädchen hielten die Melodie, die Burschen sangen kräftig darunter. Dann sprangen die Bässe der Männer ins Ganze und rundeten alles zu einem einzigen Wohlklang.

Im Fioller Weingarten wurde schweigend gegessen. Doch das Lied klang in allen weiter, und als dann eine übermütige Weise aufklang — des jungen Stampfeter bestes Stück! — hei, wie die Melodie lossprang, wie eine Weise über die andere fiel, wie der Schluß so übermütig durcheinanderkollerte, da stießen die Mägde im Takt die Löffel in die Schüssel nieder. Kaum konnten sie noch ruhig im Gras sitzen.

Doch da geschah es völlig unerwartet, daß Nagl, der Altknecht, plötzlich aufstand und, ein wenig steif vom Sitzen, aus der Pergel in die freie Sonne trat. Niemand wußte was das bedeuten sollte. Die Leute von Fioll sahen staunend den Nagl an, blickten in die Schüssel. Was sollte das sein? Es war noch halb das Mus drinnen. Soweit sie zurückdenken konnten, war der Altknecht noch nie von der Schüssel aufgestanden, ehe nicht das Letzte herausgelöffelt war.

Und nun stand er da, den Löffel noch in der Hand, und blinzelte mit seinen müden, alten Augen zumHimmel auf, als suchte er da oben, was ihm den Frieden des Mahles gestört hatte.

Doch ruhig, ohne Wolken von einem Ende der Welt ans andere, spannte sich der Himmel aus, und das Land lag still und voll Frieden.

Niemand konnte begreifen, was der Alte suchte. Es war alles wie immer. Seit Wochen der gleiche ruhige Himmel. Es schien, als gäbe es überhaupt kein Wetter mehr auf Erden, nur die Sonne im festen, steten Gleichmaß der Zeit.

Der Alte rückte mürrisch wieder an das Mus. Doch die Unruhe blieb in seinem Blick. Zwischen einem Löffel und dem andern sagte er, zum Bauern gewendet: „Es gefallt mir ganz und gar nicht mehr, das da oben."

Weiter wurde nichts gesprochen. Die Mägde horchten zum Weingarten des Stampfeter hinüber und lachten und kicherten weiter: Die Männer blieben ernst, auch als das Mahl vorüber war. Von Zeit zu Zeit stand einer auf, trat vor die Pergel und blickte zum Himmel empor. Doch keiner sah, was der Altknecht gesehen. Und weiter ging die Arbeit.

Zunächst schien es, als hätte der Altknecht nur wieder einen seiner üblen Tage gehabt, die ihn um so häufiger anfielen, je näher die Zeit dem Winter kam: denn auch der andere Tag blieb ohne Wolke, die Sonne strahlte kräftiger denn je hernieder, der ganze Himmel war eitel Licht und Freude.

Der Altknecht aber, als die andern sich am dritten Morgen wieder zur Weinernte schickten, schlang sich einen alten Strumpf um die Kinnladen; denn es riß ihn immer zuerst an den Zähnen, den letzten. Dann schob er die schwarze Hauskatze, die ihm die Gicht aus den Beinen ziehen mußte, unter das Tuchent, und als Anselm an die Tür pochte, weil der Riegel vorgeschoben war, „hoi, Nagl, auf!", knurrte er bloß bissig zurück, bei so einem Wetter brächte ihn keiner aus dem Bett, auch der Bauer nicht, wenn er etwa selber käme. Und dabei stand wieder der gleiche, klare, wolkenlose Himmel über dem Lande.

Das Wimmen ging zu Ende, und die Sonne blieb am Himmel. Bloß über dem Ritten bauten sich nun weiße Wolkentürme auf, als wäre dort plötzlich, mitten aus der Bläue des Himmels heraus, ein Schneegebirge emporgewachsen, fremd, doch zauberhaft schön und gewaltig in seinen Massen.

Niemand nahm dies sonderlich ernst. Der junge Stampfeter spielte das Volk vom Wimmen nach Hause, und der Lammwirt räumte den großen Saal für den Erntetanz aus, der an diesem Abend beginnen sollte.

Als die Leute von Fioll zurück auf den Hof kamen, sahen sie, wie der Bauer mit der Hand mehrmals prüfend über die Sprentzenkugel fuhr, die in der Mauer saß; denn der kühle Stein galt ihm als das sicherste Wetterzeichen. Alle blickten ihm dabei zu.

Der Fioller besah seine Hände. Der Stein war feucht, gewiß, doch anders als sonst! Feine, helle Tropfen bedeckten ihn über und über. Lukas aber schüttelte heftig das Barometer, das im Hausflur hing, und sagte gleichgültig zu den nachdrängenden Mägden, die Sorge hatten um den abendlichen Tanz: „Es ist nichts!"

Die Stunde danach kroch der Altknecht aus seiner Kammer und griff sich nach der Wand zum Stall hinüber. Wie der Tod leibhaftig sah er aus, als er, die dürren Arme schwenkend, den Riegel von der Stalltür schob.

Was er da wolle, fragte der Bauer.

„Das Vieh auslassen!" krähte er heiser, „auf die Halde muß es, das Vieh!"

Der Fioller blickte lange, die Hand über den Augen, nach dem Wetter aus. Das weiße Gewölk stand noch immer unbeweglich über dem Ritten. Nur ein leichter Dunst verscheierte die Sonne.

„Hat noch Zeit, Nagl!" meinte der Fioller, „vielleicht auch kommt es nicht so arg!"

Doch der Altknecht ließ sich nicht wehren.

„Bin wohl länger als Ihr auf Fioll!" sagte er schwer und schlug mit dem Stecken auf die Ochsen ein, die Kühe. Doch es war gar nicht not; denn das Vieh drängte, kaum daß es von der Kette war, ungestüm ins Freie.

Nach der Haue griff der Alte nun und fing an, auf dem Holzplatz, von der Stelle aus, wo beim Regen das Wasser der Traufe niederging, einen Graben zu ziehen bis zum Gerinne des Brunnens hin.

Die Mägde oben in der Kammer, während sie eilig in ihre blauen Kittel stiegen, sahen ihm verwundert zu und schnürten sich eiliger noch das samtene Mieder zu. Dabei horchten sie durch das Fenster, ob nicht vom Dorf herauf schon die Tanzmusik zu hören wöre.

Mit bedächtigen Schritten ging der Fioller über den Hof, sah unschlüssig erst dem Alten zu. Er wußte selbst nicht, was er eigentlich wollte. Die Stalltür schloß er, als das letzte der Kälber auf der Halde war, sorgsam zu, prüfte den Riegel im Scheunentor, schob die letzte Praschletfuhre, die noch im Freien stand, unter das vorspringende Dach des Schuppens, dann begann er seinen Weg wieder von vorne.

In der Zirbe rauschte es auf. Der Strahl des Brunnens, der seit Wochen, kaum mehr einen Finger dünn, ruhig aus dem Rohre floß, schlug neben den Trog; denn ein jäher Windstoß war vom Berge herab aufgesprungen.

Ohne Bewegung, als wären sie erstarrt, standen die Wolken über dem Ritten. Aber sie waren nicht mehr weiß wie ehedem, sondern düster, grau, fast schwarz, und ihre Ränder verschwammen in dem dämmernden Dunst, der sich über den ganzen Himmel ausgebreitete hatte. Die Sonne kam nicht mehr durch. Trotzdem stach sie heftiger als früher. Aber das Haus, die Bäume im Anger warfen kaum einen Schatten noch. Alles tauchte in ein ungewisses Zwielicht unter.

Die Jungmagd, schon in der farbenfrohen Tracht des Dorfes, lief eilends in den Garten und pflückte einen Arm voll blauer und roter Astern, um sie, wie es für den Wimmtanz Brauch war, an das Mieder zu stecken. Als sie wieder ins Haus zurückeilte, verhielt sie noch einen Augenblick auf der Schwelle und horchte, auf den Fußspitzen stehend, gegen das Dorf hinab. Da hörte sie schon die dumpfen, gleichmäßigen Stöße der Zugposaune und sprang behende in die Kammer hinauf, trat mit dem Fuß die Tür auf und rief: „Beeilt euch! Es wird Zeit!", warf den andern die Blumen zu und steckte sich selbst die schönsten an das Mieder.

Der Altknecht hatte nun seinen Graben fertiggezogen. Stöhnend streckte er den krummen Rücken gerade und tappte in die Stube hinüber.

„Bäuerin", rief er, „es wird Zeit! Zündet die Kerze an!"

Der Wind hatte sich gedreht. Er kam jetzt vom Tale her.

Den Mägden, die über den Holzplatz eilten, klang ein Schwall fröhlicher Musik entgegen. Da faßten sie sich um die Mitte und sprangen lachend durch den Anger gegen das Dorf hinab. Der junge Roßknecht, ein Sträußlein Rosmarin auf dem Hute, pfiff hinter ihnen her, was die Musik angab, der Fütterer und der Jungknecht stapften hinterdrein.

Der Fioller ging in der Stube auf und nieder. Nun trat er ans Fenster. Graues Dämmern überall! Der Himmel schwer verhangen. Früher als sonst begann es zu dunkeln.

Im Winkel der Stube, zu Füßen des geschnitzten Heilandes, entzündete Agnes die Wetterkerze.

Der Altknecht kniete anf den Boden nieder und begann, den Rosenkranz zwischen den knochigen Fingern, laut zu beten.

Draußen fielen die ersten Tropfen nieder, groß und schwer, einzeln nur, man hätte sie zählen können. Gierig soff der ausgetrocknete Boden das Naß in sich hinein.

Tief jagten düstere Wolkenfahnen über den Himmel. In der Stube wurde es finster. Unheimlich zuckte der Schein der Wetterkerze durch die Stille.

Da klang von der Turmkammer mit einemmal die Geige auf. Christoph hatte beide Flügel des Fensters weit aufgetan. Er saß auf der Brüstung und spielte, spielte hinaus in die unheimliche Nacht. Bei den Noten des alten Felmas hatte er eine Melodie gefunden von tiefer Wehmut, voll fremden Schmerzes. Diese nun spielte er in dieser Stunde. Ganz hingegeben war er ihr, als fände er darin den dunklen Aufruhr wieder, der sich in der Natur ankündigte.

Die Leute von Fioll hörten es wohl. Als Frevel schien es ihnen, zu spielen, während die anderen beteten. Sie blickten auf den Bauern hin. Doch dieser schwieg, als höre er es nicht.

Nun rauschte der Regen herab, der Regen! Ein Segen für die ausgebrannten Wiesen, für die dürstenden Äcker.

Schwarze Finsternis draußen! Mächtig klang das Brausen des Sturmes. Doch mächtiger noch rauschte der Regen. Kein Regen mehr. In Bächen goß es. Aufgebrochen schien der Himmel. Unaufhaltsam stürzten die Wasser nieder.

Christophs Geige klang schwermütiger noch als vorhin, unheilvoll und von einer merkwürdigen Trauer und Leidenschaft durchdrungen, als spiele sie einen alten, gespentischen Totentanz. Auf, ab, auf und ab schwang die schwere qualvolle Melodie, als suche sie einen Weg aus dem Dunkel der Nacht.

Der Fioller, grau im Antlitz, blickte zu Anselm hin:

Schweigen soll er, der Narr!"

Und zu Lukas gewendet:

„Hol die Knechte!"

Als Lukas in Anger sprang, schlug ihm durch den Sturm in abgerissenen Fetzen die Tanzmusik entgegen. Doch darüber, dumpf und schwer, fingen überall die Wetterglocken zu läuten an.

Ein Blitz zuckte nieder, rasch darauf ein zweiter und ein dritter, grell erleuchteten sie die finstere Nacht. Langsam rollten die Donner, schier endlos.

Lukas kam zurück in die Stube. Das Wasser troff an im nieder. Eine breite Lache floß über den Boden hin. Der junge Roßknecht riß den Rosmarien vom Hut herab, warf ihn in die Ecke und spuckte fluchend hinterdrein. Der Jungknecht und der Fütterer blieben auf der Schwelle stehen, als wüßten sie nicht, was sie hier sollten.

„Betet", sagte Agnes, während der Fioller hinaushorchte in das Unwetter.

Plötzlich brach der Altknecht mitten im Vaterunser ab. Er hob den Kopf empor und lauschte hinaus. Alle, die in der Stube waren, blickten auf ihn und horchte bange.

In das Rauschen des Regens hinein drang ein fremder, harter Ton, den bisher niemand wahrgenommen hatte. Es war ein Rollen, gleichmäßig schwer, dumpf, wie ein Wagen, mit Steinen voll beladen, über die Brücke rollt.

Nun hörten es alle.

Der Fioller schlug ein Kreuz über Stirn, Mund und Brust. Dann stand er auf und sagte schwer: „Das ist der Tschoi."

Der Altknecht nickte stumm, als hätte er auf dies gewartet. Dann wandte sich der Fioller zu den Männern: „Anselm, den Zappin! Du, Lukas, die schwere Hakenstange! Eisenstangen, Schaufeln und Beile. Ihr Knechte und alles mit mir." Und zum Altknecht gewand: „Du, Nagl, bleibst, dich braucht das Haus."

Als er aus dem Haus trat, riß ihm der Sturm die Tür aus den Händen. Die Knechte standen im Hausflur und entzündeten die Pechfackeln.

Agnes nahm Nelda auf den Arm, warf ein Tuch über und trat in den Flur.

Härter, dumpfer, wie im Zorn klang das Rollen.

„Gregor", sagte Agnes. Die Stimme bebte.

Der Fioller strich seiner Frau und dem Kinde über das Haar.

Dann faßte er Agnes' Hand und hielt sie eine kurze Zeit fest.

„Es muß wohl sein, Agnes!"

Jäh leuchtete ein Blitz auf. Agnes schlug die Hand vor die Augen. Als sie, geblendet noch, wieder zu sehen vermochte, stand sie allein vor den Wänden des stürzenden Regens.

FATIMA STUDENT BURSE

Zum Missionssonntag 1953 schrieb einer der deutschen Bischöfe: „Wenn einer von eurer Familie für immer oder für lange Zeit Abschied nimmt, dann fallen in den Augenblicken vor der Trennung oft Worte, die als heilige Verpflichtung aufgenommen und bewahrt werden. So war es auch vor der Himmelfahrt des Herrn. Sein letztes Wort war ein Vermächtnis. Es hieß: „Geht hin in alle Welt und predigt das Evangelium allen Geschöpfen!" Wißt ihr euch durch dieses Wort persönlich angesprochen und verpflichtet? Am Missionssonntag fragt euch der Heilige Vater: Habt ihr alle ein „Missionsgewissen"? Habt ihr das Herzanliegen Jesu, die Ausbreitung Seines Reiches so in euer Leben aufgenommen, daß ihr vor seinem Gerichte bestehen könnt? Spürt ihr die Bekehrung der Ungetauften als eine brennende Sorge auch eures Herzens? Ist euch schon einmal der Gedanke gekommen, euren Seelsorger um eine heilige Messe für die Ausbreitung des Glaubens zu bitten? . . . Gesegnet seien alle Missionare, die ihr Leben dem Herrn und seiner Weltkirche geweiht haben! Gesegnet seien alle, die den Missionaren betend und opfernd helfen!"

So komme denn auch dieser Segen über uns, die wir durch diese Sammlung für arme Oblaten-Priesterstudenten zu helfen suchen dem Aufbau des Reiches Christi auf Erden! –

Bisher eingenommen:	$6,311.77
Ein Freund, Kakabeka Falls, Ont.	20.00
George Schurman, Denzil, Sask.	2.00
P. Bischoff, Prelate, Sask.	2.00
Eine Leserin, Kitchener, Ont.	2.00
P. Thalheimer, Salt Lake, Sask.	3.00
Mr. & Mrs. V. Baron, Richmond, Sask.	10.00
	$6,350.77

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.

Personenstand der Oblaten

Nach einer Mitteilung unseres römischen Nachrichtendienstes zählte die Genossenschaft der Oblaten von der Unbefleckten Jungfrau Maria am 1. Mai dieses Jahres 6867 Mitglieder gegenüber 6782 im Vorjahre. Darunter sind: 4290 Priester, von denen 31 die erzbischöfliche oder bischöfliche Würde bekleiden, 1363 Seminaristen und 1214 Brüder.

Dazu kommen noch 250 Novizen in Vorbereitung auf das Seminar, 63 Brüdernovizen, 85 Brüderpostulanten und 3237 Schüler in unseren vielen Kollegien.

Die Oblaten wirken in 50 Provinzen, Vizeprovinzen und Oblatenmissionsvikariaten. Seit 1933 ist die Gesamtzahl der Patres von 2053 auf 4290 gestiegen, und die Gesamtzahl der Brüder von 960 im Jahre 1933 auf 1214.

Der großen Oblatenfamilie gehören auch die vielen Mitglieder des Marianischen Missionsvereins an. Hier bei uns ist der hochw. Pater Joseph Simon O.M.J., St. Thomas College, North Battleford, Sask, Direktor des Marianischen Missionsvereins. Auch sind alle Freunde unserer „Student Burse" in unsere Gebete miteinbezogen.

Eine große, weltweite Familie sind die Oblaten, die Missionare und ihre Freunde und Helfer im Laienkleide. Maria, die Unbefleckt Empfangene, ist uns Schutzpatronin. Ihres Sohnes Liebe und Gnade in aller Welt zu verbreiten sind wir gesandt. Wolle sie uns alle segnen! –